

# Berliner Wohngemeinschaft



Eine autobiographische Erzählung  
von  
Ingo Schneck

# 1

Ich nahm den Telefonhörer ab und wählte die neongelb markierte Nummer, die ich in einer Zeitung fand.

Es knackte und am anderen Ende der Leitung nahm jemand den Hörer ab. Eine leise Stimme meldete sich mit `Schulz`.

„Ja, Schneck guten Tag.“ erwiderte ich.

„Ich bin an einem ihrer beiden Zimmer interessiert. Ist noch eins zu haben?“

„Am Donnerstag um 16 Uhr ist Wohnungsbesichtigung!“ teilte mir die Stimme mit und legte auf.

Um Punkt vier Uhr nachmittags drückte ich die Messingklingel in der Greifswalder Strasse 66 bei Schulz. Ein Surren öffnete mir die Tür. Ich sprang gespannt das Treppenhaus hinauf. Die rechte Wohnungstür im zweiten Stock war einen Spalt geöffnet, so dass ich annahm hier richtig zu sein.

Ich trat in einen samtrot gehaltenen Hausflur. Dieser wirkte wie das Foyer eines feinen Theaters.

„Hallo, komm rein!“ hörte ich die gleiche Stimme sagen, mit der ich telefonierte.

In der dunkelgrün angestrichenen Küche, saß Silke Schulz bekleidet mit einer giftgrünen Jacke. Sie stach mir ins Auge, wie ein tropischer Vogel im Dickicht.

Als sie mir eine Tasse Kaffee einschenkte, bemerkte ich ihre schwarz lackierten Fingernägel.

Noch bevor ich das zu vermietende Zimmer sah, unterhielten wir uns lange. Sie erzählte, dass sie früher Kulturgeschichte studiert hatte. Dem Gelernten stimmt sie aber heute nicht mehr zu. Sie behauptete, dass ein wirklicher Künstler seine Kunstwerke unabhängig von der Zeitepoche kreieren könne. Und genau damit verdiente sie schließlich ihr Geld, wenn es auch nur ein spärliches Gehalt war.

Mir gefiel ihre Art sich auszudrücken. Außerdem fand ich ihr künstlerisches Schaffen ungemein interessant. Die Kunst sollte mir als intellektuelles Gleichgewicht zum technischen Studium dienen, dass ich in Berlin beginnen wollte. Auch sollte die Kunst mir die Scheuklappen wieder abnehmen, die mir durch einseitiges technisches Denken aufgesetzt wurden.

Ich entschloss mich für das größere Zimmer, dessen Decke reich mit Stuck verziert war. Die hohen Wände gaben spürbar mehr Luft zum Denken. Auch die Jugendstil Möbelstücke, die sie mir zur Verfügung stellte fand, ich in hohem Maße ästhetisch und geschmackvoll.

Glückstrahlend kehrte ich wieder zu Uwe zurück, der mir vorübergehend eine Bleibe in Berlin bot. Er konnte es kaum glauben, dass ich gleich bei der ersten Wohnungsbesichtigung genommen wurde.

Als ich abends in meinem Schlafsack eingehüllt auf der Isoliermatte lag, ließ ich mir nochmals alles durch den Kopf gehen. Schade eigentlich, dass ich nun kein Wohnungssuchender mehr war. Wer weiß wie viele Exoten ich noch kennen gelernt hätte.

## 2

Da ich also kein Wohnungssuchender mehr war, konnte ich auch keine weiter interessanten Wohngemeinschaften kennenlernen. Aber ich konnte mitverfolgen, wie die Leute, die ein neues Zuhause suchten, bei Silke und mir ein- und ausgingen. Manchmal hatte sie keine Lust und keine Kraft, interessierte Leute einzuladen, um endlich das übrige Zimmer loszuwerden. Ich bemerkte bald, dass sie zu anderen Tageszeiten lebte, als gewöhnliche Leute. Ihre künstlerische Kreativität schien erst bei Dunkelheit auf Hochtouren zu kommen. Mit den Jahren entfernte sie sich vom üblichen und alltäglichen morgens Aufstehen, zu Mittagessen und dem nachts Schlafengehen. Außerdem war sie allergisch gegen „Gesellschaftslärm“, wie sie stets den Lärm nannte, der von Menschen verursacht wurde. Ich ertappte sie eines Tages sogar, mit einem Gehörschutz, wie ihn eigentlich nur Bauarbeiter tragen, am Schreibtisch sitzend. Sie sah aber eher aus wie Mickymaus.

Wenn man also sonst keinen Verpflichtungen nachzukommen hat, spricht alles dafür, tagsüber zu schlafen und nachts, wenn es still und besinnlich wurde, vor sich hinzuwursteln. Mittlerweile war es für sie sogar unangenehm, um drei Uhr mittags aufzustehen, um die Wohnungssuchenden zu empfangen.

Außerdem schien sie auch nicht sehr offen für neue Charaktere zu sein. Beziehungsweise gelang es ihr selten mit den Besuchern ein Gespräch zu führen, dass sie wirklich interessierte. Besser gesagt, sie fand wenige Leute, die auch von Kunst fasziniert waren. Noch präziser ausgedrückt, gab es nicht viele, die an der Extravaganz ihrer Kunst Interesse zeigten. Diese Spezies bezeichnete sie als Pöbel, mit dem sie auf gar keinen Fall zusammen wohnen wollte.

So vergingen Wochen, ohne dass sie einen geeigneten Mitbewohner fand.

Eines Tages saß sie wieder am frühen Mittag in der Küche und unterhielt sich mit einem Wohnungssuchendem. Ich ließ Wasser aus dem Hahn in den Kessel laufen und sumgte vor mich hin, bis das Pfeifen des Kessels mein Summen unterbrach.

Ich bot den beiden Tee an. Da ich Bernd sympathisch fand, übernahm ich das Gespräch. Er war nicht der Typ von Mensch, der sich viele hochtrabende Gedanken über die Künste machte. Er wirkte förmlich abgestumpft von abgefahrenen, illusionarischen Gedanken. Er lebte schon immer in Berlin und wer während Ostzeiten oder danach hier angekommen war, interessierte ihn nur peripher. Es schien, als hätte er sich in seinem bisherigen Leben mehr um existenzielle Dinge gekümmert. Außerdem schien er mehr ein Mann der Tat, als ein Mann der Worte zu sein.

Auf jeden Fall verbrachten wir zusammen einen witzigen Abend, ohne das Wort Kunst in den Mund nehmen zu müssen. Als er uns mitteilte, dass er bereit sei einzuziehen, stimmte ich sofort zu.

Silke war merklich nicht sehr angetan von Bernd. Als er ihr aber versprach, den tropfenden Wasserhahn zu reparieren, eine Waschmaschine hier anzuschleppen und vieles mehr, gab auch sie ihr Ja-Wort.

Gleich am nächsten Tag entluden wir den buntbemalten Mercedes-Kleintransporter. Nach dem wir die Schwere Waschmaschine zwei Stockwerke nach oben wuchteten, tranken wir Bier. Hier wird es doch nicht gesellig werden?

Es war nicht nur Schaumschlägerei von Bernd. Er reparierte wirklich den Wasserhahn in der Küche und auch gleich noch den im Bad. Als er dann schon mal im Bad war, scheuerte er die Kacheln, wischte sogar auf dem Spiegelschrank und leerte den Mülleimer, den von uns keiner benutzte, weil er ja voll war.

Anschließend gönnte er sich ein entspannendes Schaumbad, von dem ich nicht mal wusste, dass so etwas hier überhaupt möglich war. Außerdem entrümpelte er sogar das Hochbett in der kleinen Kammer hinter der Küche. Von nun an konnten dort Gäste übernachten.

### 3

Bernd war ein sehr umgänglicher Mensch. Es dauerte nicht lange, da wurden wir beide Freunde. Wir spielten Schach oder kochten zusammen und tranken Bier bis spät in die Nacht.

Eines Tages kam er mit leuchtenden Augen in mein Zimmer und fragte mich:

„Ingo, warst du schon mal auf der Revolutionären 1.Mai Demonstration in Kreuzberg gewesen. Da musst du unbedingt hin, wahr?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Nein, warst du noch nie dort gewesen, wahr? Hast du schon mal etwas vom 1. Mai in Kreuzberg gehört?“

„Ich habe die Wandplakate gesehen, die zur Gewalt aufrufen.“ antwortete ich.

„Ja genau, aber dieser 1. Mai soll anders werden als bisher. Die Demonstration in Kreuzberg wurde für dieses Jahr von der Polizei verboten, wahr. Laut Gesetzbuch ist es zwar nicht rechtens eine angemeldete Demonstration zu verbieten, trotzdem untersagte die exekutive Staatsgewalt den revolutionären Marsch. Im selben Zuge orderte der Berliner Polizeipräsident 8000 Beamte nach Kreuzberg.“

Am 1. Mai stiegen wir am Kottbusser Tor aus dem U-Bahn-Waggon und waren auf die dortige Situation gespannt. Es war nichts Außergewöhnliches zu beobachten. Menschen füllten die kalten und kahlen U-Bahngänge - nicht zu viele, aber auch nicht zu wenige.

Auf einmal standen wir vor den verriegelten Stahlgittern am Bahnhofsausgang, so dass wir nicht nach oben zur frischen Luft gelangen konnten. Erst kurze Zeit später entdeckten wir einen anderen Ausgang der noch geöffnet war. Endlich kamen wir nach draußen, wo ein strahlend blauer Himmel auf uns wartete.

Erstaunlicherweise stellten wir fest, dass die Kreuzung und die angrenzenden Straßen abgesperrt waren. Trotz des Versammlungsverbots tummelten sich viele Leute mit roten Fahnen auf der Straße.

Plötzlich rannte eine Menschenmasse auf uns zu. Da man das Risiko einging, beim Stehenbleiben überrannt zu werden, rannten wir mit der sich auf uns zu bewegenden Welle mit. Die Masse beruhigte sich bald wieder und die Polizeiwand, die von etwa zwanzig Beamten gebildet wurde, ließ kein Durchkommen mehr zu. Die mit Helmen und Protektoren geschützten Gendarmen kamen einige Schritte nach vorne. Die Masse rannte wieder.

Wiederholend ereignete sich diese Szene. Zuerst rannten vereinzelte Randalierer mit panischen Gesichtern von den provozierten Uniformierten weg, dann schlossen sich immer mehr Unwissenden an, bis sich eine alles überrennende und unberechenbare Masse in Bewegung setzte.

Wir verließen den hektischen Ort und setzten uns auf den Randstein eines naheliegenden Platzes, dessen Atmosphäre der eines gemütlichen Straßenfestes glich. Die Idylle hielt bestimmt eine Stunde an, bis mehrere grün-weiße Mannschaftswagen, mit lauten Sirenen und blitzendem Blaulicht für Unruhe sorgten.

Erst riefen einige:

„HAUT AB! - HAUT AB!!!“ bis der ganze Chor einstimmte. Diejenigen, die zuerst gegen das provozierende Auffahren der Polizei protestierten wurden mutiger, beschützt und angefeuert von der bebenden Masse. Es flogen die ersten Pflastersteine gegen die Kastenwagen. Wieder stellte sich ein Masseneffekt ein. Auf einmal schlossen sich Mitläufer und später eine große Zahl von Menschen an, die mit Steinen und leeren Bierflaschen warfen. Mit einem gemeinen Geräusch donnerten die Wurfgeschosse gegen die Vehikel der Schutzpolizei.

Unerwartet drängten, mit Schutzschildern und Gummiknüppel bewaffnete Polizisten von der Seite auf den Platz. Bald flohen wieder Einzelne, denen sich rasch mehrere anschlossen. In mehreren Wellen wurden wir von der Schutzmacht auf den Mariannenplatz gejagt, wo wir in ein idyllisches Fest platzten. Spielende Kinder, Essensstände und ältere Leute vor vollen Bierkrügen bildeten die Atmosphäre. Schlagartig war Panik ausgebrochen. Die Polizei zwang immer mehr Demonstranten auf den Platz. Es wurde eng. Ich kletterte auf eine Absperrung und konnte von dort aus über die Köpfe der anderen hinweg sehen. Vermummte Autonome hielten Steine werfend das Auge des Gesetzes davon ab noch mehr Menschen auf den Platz zu drängen. Die Live-Band spielte nun härtere Musik und immer mehr Mutige griffen zu irgendwelchen Gegenständen, die zum Werfen tauglich waren. Einige Punkfrauen, die mit löchrigen Strumpfhosen und hohen Stahlkappenstiefeln bekleidet waren, rissen die hand-großen Pflastersteine aus den Gehwegen, um den Nachschub zu gewährleisten.

Plötzlich fuhr ein mächtiger Wasserwerfer auf, der versuchte die prekäre Situation aufzulösen. Aus einer anderen Straße stieß ein weiterer Wasserwerfer vor, der mit weiten Fontänen Wasser in die Luft schleudert. Nachdem die extremen Linken in den ersten Reihen nass waren, zielten die gebündelten Strahlen auf einzelne Chaoten. Zum ersten Mal gelang es den Randalierern dem Angriff der Polizeifront standzuhalten. Ein Wasserwerfer wendete, träge wie ein Elefant, um seinen leeren Wassertank aufzufüllen. Auch das polizeiliche Fußvolk floh mit eingezogenen Köpfen vor dem massiven Steinhagel.

Die euphorische Menge, die sich des Sieges bewusst war, setzte zum Chor an und brüllte:

„HAUT AB! - HAUT AB!!!“

Weitere Wasserwerfer setzten zum Gefecht an. Von dem gemütlichen Volksfest auf dem Mariannenplatz war nichts mehr übrig. Die meisten Leute waren geflüchtet, auch die Besitzer der Getränke- und Essensstände verließen den gefährlichen Ort und brachten ihre Waren in Sicherheit. Allein das Holz der Stände ließen sie zurück, das kurz darauf angezündet wurde. Auch umgeschmissene Autos brannten lichterloh, und der schwarze Rauch verdunkelte den Tag.

Die Fontänen der Wasserwerfer löschten die Brände immer wieder – die Autonomen steckten sie wieder in Brand. Die ratlose Polizei, die wahrscheinlich nicht mit solch zähem Widerstand gerechnet hatte, schoss mit Tränengaspatronen. Die Antwort der Vermummten waren Leuchtkugeln. Diese rasten mit lautem Getöse in Richtung der Gendarmen, die sich im Schatten des Wasserwerfers versteckten.

Die massiven Straßenkämpfe dauerten Stunden – immer und immer wieder wurden die Ordnungshüter zurückgedrängt.

Die anhaltenden Kämpfe schienen wie inszeniert. Die Menschenmassen füllten den Halbkreis eines griechischen Amphitheaters, das im Mittelpunkt auf dem Platz von einem begabten Landschaftsarchitekten angelegt wurde. Auf der Bühne, bewegten sich anstatt Gladiatoren vermummte Chaoten. Manche benutzten dieses Schauspiel zur Selbstdarstellung, andere versteckten sich in der chaotischen Anonymität der Masse. Vor dem Bühnenspiel standen die Wasserwerfer, brennende Autos und Hundertschaften von Fußvolk, die mit ihren Schildern einen Panzer bildeten, wie es einst die alten Römer taten.

Zu guter Letzt wurde das theatrale Spektakel mit der untergehenden Abendsonne versüßt, so dass die Fotografen der nationalen und internationalen Presse erstklassige Lichtverhältnisse vorfanden, um die morgigen Titelseiten der Zeitungen mit farbenfrohen Bildern schmücken zu können.

Der Höhepunkt der Aufführung war die Selbstdarstellung eines schwarz Bekleideten, den eine Wasserfontäne traf. Völlig gelassen und unberührt blieb er stehen und zeigt der Polizei den nackten Arsch. Die Menge jubelte. Stolz widerstand er dem nächsten Strahl. Erst als ein zweiter Wasserwerfer ihn anvisierte und der Druck beider gebündelter Wassersäulen gleichzeitig auf seinen Körper prallten, wurde er weggeschleudert. Die Rotfront setzte nochmals zum Sturmangriff an.

Da die heikle Straßenschlacht immer noch anhielt, zog ich mich zurück, bevor die Polizei den Platz stürmte und alle Übriggebliebenen als extreme Gewalttäter festnahm und bestrafte.

Ein Fußweg durch eine heruntergekommene Wohnwagensiedlung ermöglicht mir der Gefahr zu entkommen. Im Gedränge verlor ich Bernd.

Plötzlich erblickte ich wieder eine Hundertschaft von Polizisten, Räumungspanzer und Wasserwerfer. Dieses Mal jedoch richtete sich die Attacke nicht in meine Richtung. Mir gelang es die Fronten zu wechseln. Hinter einer Absperrung stehend, konnte ich einen Wasserwerfer aus veränderter Perspektive und in Aktion beobachten. Da ich sehr nahe herangekommen war, sah ich einen braungebrannten Beamten hinter der Panoramascheibe des Wasserwerfers sitzen. Seine Arbeit ähnelte einem Computerspiel, in dem möglichst viele Menschen abgeschossen werden mussten.

Bald wurde ich von Uniformierten mit bayrischem Akzent vertrieben. Sie drängten mich in eine Straße, in der ich mich noch im engen Eingang eines türkischen Imbisses verschanzen konnte, bevor ein Pflastersteinhagel losschlug.

Sobald sich die brenzliche Situation wieder entspannte, löste sich das Gedränge im Dönerladen wieder. Doch bald quetschten wir uns wieder in den Imbiss, weil die Polizeiwand nach vorne stieß. Massive Steinwürfe stoppten die Offensive. Genau vor der Imbissstür knieten sich die Ordnungshüter zu Boden und versteckten ihr Haupt hinter den Schutzschildern.

Noch immer war ich bemüht aus dem brutalen Irrgarten zu fliehen. Ich hatte heute genug gesehen und damit ausreichend viele Eindrücke und Gedanken in mein Gedächtnis aufnehmen können, die nun erst geordnet und verarbeitet werden

mussten. Ein Gefühl zwischen Ekel, Abscheu und Faszination machte sich in mir breit.

Den geeigneten Augenblick abpassend, in dem weder Polizei noch Linke einen Angriff starteten, verließ ich meinen sicheren Unterschlupf.

Nicht lange gelang es mir, mich auf freier Straße zu bewegen. Uniformierte versperrten mir den Weg. Weder ein Vorwärts- noch ein Rückwärtslaufen war möglich. Die Kreuzung, auf der ich mich befand, war von allen vier Himmelsrichtungen abgeriegelt. Aus dem sogenannten Polizeikessel war kein Entkommen möglich. Nach einem einstündigen Freiheitsentzug machten die Polizisten den Kessel zu einer Seite auf und ließen die gefangenen Menschen hinausströmen.

Glücklicherweise konnte ich der heiklen Situation, ohne Angaben über meine Person machen zu müssen, entkommenen.

Nachdem ich durch mehrere Polizeiabsperrungen gedrungen war und ich mich weit genug vom Brandherd entfernt hatte, drehte ich mich nochmals um und betrachtete den dunkel-violetten Himmel über Kreuzberg und fragte mich nach dem Sinn und Zweck der ganzen Demonstration. Was ging in den Köpfen der Demonstranten vor? War es das Nachtrauern der früheren Studentenbewegungen oder ein verzweifelter Versuch etwas an der Gesellschaft zu ändern?

Erst Zuhause traf ich Bernd wieder mit dem ich aufgeregt das Gesehene und Erlebte austauschte.

Kurz bevor ich einschlief fiel mir auf, dass ich Silke schon lange Zeit nicht mehr gesehen hatte. Ich war so intensiv mit Bernd beschäftigt, dass mir Silkes Abwesenheit bisher nicht auffiel.

## 4

Es vergingen mehre Tage ohne dass ich Silke zu sehen bekam. Sie schien irgend etwas in ihrem Zimmer auszuhecken. Nicht einmal zum Kaffeekochen kam sie heraus. Vielleicht wartete sie ab, bis ich aus dem Haus war, um ihren Zigarettenproviant aufzufüllen.

Aber welche Gründe sollten sie dazu veranlassen mir auszuweichen?

Kurzzeitig vermutete ich, dass sie vielleicht bei jemand anderem übernachtete. Wenn dies so wäre, hätte sie uns wenigstens kurz Bescheid geben können.

Als ich aber, in der Küche sitzend, die Badtür hörte, wusste ich dass sie sich hinter ihren vier Wänden verschanzte.

Eines abends legte ich mich, so gegen zehn Uhr abends, von einer Flasche Weißwein angesäuselt, ins Bett. Rasch fiel ich in behüteten Schlaf.

Plötzlich schreckte ich auf. Ich stand senkrecht im Bett als ich die Geräusche aus der Küche hörte. Geschirr zerschellte auf dem Boden, Stühle flogen gegen die Wände, Glas zerbrach und ein anderer, undefinierbarer Lärm bildete eine bedrohliche Geräuschkulisse. Das ganze Szenario wurde von einer hysterischen Frauenstimme mit russischem Akzent begleitet. Ich hatte ein banges Gefühl.

Schnell stand ich auf, schlich zur Tür und lauschte dem Geschehen. Ich drückte die Klinke und öffnete die Flügeltür. Es waren die Umrisse von Silke zu erkennen, von Silke, die sich eines Tages den Künstlernamen Anastasia angeeignet hatte. Der Name Anastasia passte viel besser zu ihr als der gewöhnliche Name Silke Schulz.

Den Raum nach weiteren Personen absuchend, stellte ich fest, dass sie alleine das Getöse veranstaltete. Plötzlich pfefferte Anastasia Brot, Marmeladeglas und Aschenbecher vom Tisch. Es schien, als wäre sie nicht mehr bei Sinnen. Auf einmal legte die hagere Frau den massiven Tisch mit nur einer Hand auf den Rücken.

Mir wurde unheimlich, als ich sah, wie viel Kraft diese wütende Frau aufbringen konnte. Als sie mich bemerkte, raste sie sofort auf mich zu und zischte:

„Es ist alles in Ordnung. Du kannst jetzt wieder in dein Zimmer gehen.“

Ich antwortete nicht, weil ich von ihrer Erscheinung in Schrecken versetzt wurde. Ihre rot bemalten Lippen waren verschmiert und man konnte den Wahnsinn in ihren Augen ablesen. Zuvor habe ich sie noch nie in solch einem Zustand gesehen.

Noch bevor ich ihren seelischen Zustand begreifen konnte, huschte sie an mir vorbei und steuerte auf Bernds Zimmer zu. Von allen guten Geistern verlassen, hämmerte sie mit Händen und Füßen auf Bernds Tür ein.

„Du Schurke – du Schuft – du Dieb – Gib mir meine Käseschachtel zurück!“ brüllte sie mit dem bedrohlichen russischen Akzent, der mich anfangs vermuten ließ, dass es sich um eine fremde Person handeln müsse. Normalerweise sprach sie ein astreines Hochdeutsch.

Der liebe Bernd öffnete schüchtern die Tür.

„Gib mir meine Käseschachtel wieder, du Dieb!“ wiederholte sie zornig.

Bernd und ich schauten uns fragend an. Anastasia war schon längst in ihr Zimmer gesaust, dass gleich neben an war. Ein Spiegel zerbrach und ein Kronleuchter schoss aus ihrem Zimmer. Beinahe wurden wir getroffen.

„Gib mir meine Käseschachtel wieder, du gemeiner Hund!“

Weitere Gegenstände flogen aus ihrem Zimmer.

„Wie kannst du es wagen mich zu bestehlen, du Nichtsnutz? Das lasse ich mir von dir nicht gefallen. Gib mir die Käseschachtel zurück oder du wirst es bereuen!“

Bernd war außer sich und stammelte fassungslos:

„Ich, ich weiß nicht von was sie redet? Eine Käseschachtel?“

Anastasias Antwort waren weitere gefährliche Geschosse, wie Bücher, Scherben von Bildern und ein Aschenbecher, der einen Schweif Asche hinter sich herzog.

Ich glaubte Bernd, ihr nichts entwendet zu haben. Anastasia wirkte wie verändert. Vor allem dieser ekelhafte russische Akzent irritierte mich. Jetzt war sie völlig durchgeknallt. Nun war ihre Geisteskrankheit, welche ich schon im Voraus erahnte, endgültig ausgebrochen.

Ich stand noch immer, nur mit einer Short bekleidet, im Hausgang, war sprachlos und wusste nicht was tun.

Ich glaube, dass Bernd, der neben mir stand, meine Gefühle teilte. Mich machte es unsicher, dass ich sie nicht sehen konnte. Es roch nach kalter Asche.

Auf einmal begann sie zynisch zu Lachen. Es war ein Lachen voller zerstörerischer Energie.

Ich unterbrach Anastasias Selbstdarstellungsrolle mit der Frage:

„Warum bist du dir denn so sicher, dass Bernd deine Käseschachtel entwendet hat? Vielleicht war ja ich der Dieb.“

Da sie meine Frage weder beantwortete noch beachtete und ihre Arbeit fortsetzte, irgendwelches Gerümpel aus ihrem Zimmer auf den Flur zu schmeißen, realisierte ich, dass ihre Sicherungen nun vollends durchgeknallt waren.

Bernd versuchte sie zu beruhigen – erfolglos. Sie wurde eher noch aggressiver. Er drohte ihr mit der Polizei. Anastasia kümmerte sich nicht um die Drohung. Als sie das Fenster aufriss, war ich davon überzeugt, dass sie sich in den Hinterhof stürzen würde. Sie kreischte und grölte wirres Zeug in die leere Nacht hinaus.

Bernd rief die Polizei. Merklich angespannt bat er mich die Gesetzeshüter hineinzulassen und verschwand in sein Zimmer - in die Sicherheit.

Während Anastasia immer noch mit heftigen Wörtern die Nachbarn unterhielt, wartete ich auf die Polizei. Ich zog mir eine Hose an und kochte Wasser für einen Tee.

Ehe man sich versieht klopfte es an der Tür. Sobald ich diese einen Spalt öffnete, stürmten die Gendarmen hinein.

Sie begutachteten nur kurz die zerstörte Küche, kämpften sich durch die Trümmerlandschaft im Flur und leuchteten sich anschließend einen Weg durch Anastasias demoliertes Zimmer. Anastasia stand noch immer am Fenster und schimpfte lauthals.

Alles was die Polizei letztlich tat, war Anastasia davon zu überzeugen die Ruhestörung zu unterlassen. Uns fragten sie, ob von uns etwas zu Bruch gegangen war.

Bevor die Gesetzeshüter wieder abrückten, fing Anastasia noch einen Streit mit einem der Beamten an. Er fragte, ob sie das witzig fände, mit zynischem Gelächter apathisch in der Türzarge zustehen?

Sie stritten über andere Arten von Humor und Realität.

Die Polizei schlich sich aus der Affäre, Bernd und ich in mein Zimmer. Wir redeten noch lange über den nächtlichen Zwischenfall und entschlossen uns morgen mit ihr zusammen zu setzen und über die Konsequenzen dieses Vorfalles zu sprechen.

Es gab noch viele Unklarheiten. Falls Anastasia das Chaos in ihrem Kopf nicht mehr zu ordnen wusste und in die Psychiatrie musste, wurden wir gezwungen ein neues Zimmer zu suchen, weil sie die Hauptmieterin war.

Sie sollte erst mal wieder runterkommen und mit sich selber klar werden. Vielleicht hat sich bis morgen aber alles wieder normalisiert und sie entschuldigt sich bei uns. Vor allem bei Bernd sollte sie sich entschuldigen, da er von ihr direkt angegriffen wurde. Um ihn tat es mir leid, weil er erst kürzlich bei uns eingezogen war und bei uns die nötige Ruhe tief durchzuatmen finden wollte. Er deutete nur ansatzweise seine psychischen Belastungen in seiner Vergangenheit an. Ich hoffte, er drehte nicht auch noch durch. Dann wäre ich die einzige stabile Person in diesem Irrenhaus. Ich wusste nicht, wie lange ich das durchstehen könnte.

Noch am selben Abend rief ich meine Freundin Annica an, die mir versicherte, dass sie bald nach Berlin kommen würde, um mit mir zusammen ein harmonisches Zusammenleben aufzubauen. Annicas Stimme zu hören beruhigte mich.

## 5

Am nächsten Morgen stand Anastasia, wie gewöhnlich, gebückt und ängstlich in der Küche an ihrem Platz und zog nervös an ihrer Zigarette. Nichts mehr war von ihrer Stärke und Wucht vom Vorabend übrig geblieben. Anastasia saß da, wie ein Häufchen Elend.

Ich konnte keinen Blickkontakt mit ihr herstellen. Sie suchte nach unsichtbaren Flecken an der Wand.

Ihre Haare waren, wie üblich nach oben gesteckt und die Lippen knallrot bemalt. Auch trug sie wieder ihre giftgrüne Fellkragenjacke aus den 70ern. Vielleicht ging sie mit dieser Jacke sogar ins Bett.

Mir immer noch nicht in die Augen schauend, bat sie mich den riesigen Tisch auf die Beine zu stellen. Es war wirklich ein Wunder, dass sie alleine in der Lage gewesen ist ihn umzuschmeißen. Die Küche war nun wieder im Originalzustand. Nur noch wenige Spuren in der Wand ließen auf das gestrige Szenario schließen.

„Was ist denn hier gestern los gewesen?“ fragte sie mich.

Sie inhalierte den Rauch tief. Während sie Kaffee trank rauchte sie für gewöhnlich eine nach der anderen. An den vielen Filterstummeln im Aschenbecher, an denen roter Lippenstift klebte, konnte man erahnen, wie groß ihr Rauchkonsum war. Manchmal schien sie gar nicht zu merken, dass sie bereits einen neuen Glimmstängel entzündete.

Während ich ihr schilderte, was sie hier angerichtet hatte, kam Bernd in die Küche. Ohne ein Wort zu sagen oder jemanden von uns anzuschauen, setzte er sich. Ich fuhr fort. Je mehr ich berichtete, desto mehr kamen ihre Erinnerungen wieder.

Plötzlich brach Bernd sein Schweigen und fragte, wie es denn nun weiter gehen solle. In der peinlichen Unterredung sitzend, entschuldigte sie sich bei uns. Anastasia versprach uns, nie wieder eine ihrer Krisen in der Wohnung auszuleben. Außerdem hat sie die Käsedose mit ihren Ersparnissen wiedergefunden.

Nun begann sie aus ihrem Leben zu erzählen, natürlich im reinsten Hochdeutsch. Sie erzählte uns, dass sie des Öfteren ihre Neurosen in Berliner Kneipen auslebte. Dies sei auch der Grund, warum sie schon fast überall herausgeworfen wurde und gar in manchen Bars Hausverbot hatte. Gestern ist sie so durchgedreht, weil sie in einer Schwulenbar mit feministischen Parolen provozierte. Alle buhten und lachten sie aus. Einer leerte Anastasia sogar ein Bier über dem Kopf aus. Das sie keine Anerkennung oder Gehör bekam, machte sie rasend. Ihre Augen funkelten fasziniert während sie erzählte. Es schien ihr zu gefallen andere Menschen zu reizen und zu provozieren.

Weiter berichtete sie von ihrer Vorliebe zum Bösen und Dämonischen.

Von nun an war mir klar, dass ich mit einer tickenden Zeitbombe zusammen lebte. Bernd spielte sogar mit dem Gedanken auszuziehen.

## 6

Ich verbrachte den Abend mit Bernd bei einem gemütlichem Abendessen. Die mit Käseschachtel überbackene - Entschuldigung: Die mit Käse überbackene Gemüsepfanne schmeckte vorzüglich. Anschließend unterhielten wir uns bei Kaffee und Kognak.

Gegen zwei Uhr nachts kam Anastasia aus ihrem Zimmer. Für sie ging der Tag erst jetzt los. Leider konnte ich ihr beim Frühstück keine Gesellschaft leisten, weil ich ins Bett musste. Schließlich hatte ich einen harten Studientag vor mir.

Kurz bevor ich einschlummerte, kam ein Schatten mit gehobener Waffe auf mein Bett zu. Ich traute meinen eigenen Augen nicht. Behutsam kniete sich Bernd auf den Boden neben meiner Matratze. Er legte mir die Pistole auf die Brust und sagte:

„Das Ding hab ick in Silkes Gestapomantel jefunden, wah. Ick will sie nicht habn. Besser ist's, wenn du sie aufbewahrst, wah.“

Nach einer kurzen Pause fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Silke meinte auch, dass du besser die Knarre zu dir nehmen sollst.“

Unversehens stand er auf und sagte plötzlich mit fröhlicher Stimme:

„Übrigens gehe ick mit Silke ein kleines Bierchen trinken. Schlaf gut Ingo, bis morgen, wah.“

Ich nahm die Pistole und ging damit aus meinem Zimmer. Als ich Anastasia im Bad ihre Lippen rot bemalend auffand, sagte ich:

„Gehört das Ding dir? Was willst du denn mit so einer Waffe? Bernd meinte, dass ich die in Verwahrung nehmen soll. Was meinst du dazu?“

„Ja, nimm sie. Es ist auf jeden Fall besser, wenn Bernd sie nicht hat. Wahrscheinlich bist du der Vernünftigste von uns allen.“

„Und woher hast du die Waffe?“

„Mein Vater hat sie mir geschenkt, bevor ich nach Berlin gezogen bin. Er hatte Angst um mich und wollte das ich mich verteidigen kann.“

Ich schlappte zurück in mein Bett und dachte mir, wenn ihr Vater wüsste, was für eine Tochter er hat. Wobei ich bemerkt hatte, dass sie sich in letzter Zeit wirklich bemühte, sich von ihrem Anastasia-Horror-Kabinett wegzuentwickeln. Sie gab sich Mühe neu Fuß zu fassen, wenn auch nicht sehr erfolgreich.

Kurz nach dem ich mich in meine Decke einwickelte, verabschiedeten sie sich von mir. Irgendwie kam mir das komisch vor. Sie gingen sonst auch nicht miteinander die Kneipenszene auskundschaften.

Ich lag noch bestimmt drei bis vier Stunden wach, bis ich endlich einschlafen konnte. Im Halbschlaf gingen mir die Ereignisse des Tages nochmals durch den Kopf. Ich hatte schon mal eine Pistole am Kopf. Ich begann zu phantasieren und durchlebte nochmals eine Szene, die mir auf meiner Südamerikareise widerfuhr:

Eigentlich wollte ich nie nach Cali. Ich bin hier ganz zufällig gelandet, weil mir die aufgebrachten Ticketverkäufer in Bogota keinen direkten Bus nach Quito in die ecuadorianische Hauptstadt besorgen konnten.

Nun war ich also hier und musste die Zeit überbrücken, bis abends der Nachtbus nach Ecuador losfuhr.

Ich machte mich auf ein wenig die unbekannte Stadt zu besichtigen. Intensive Sonnenstrahlen schlugen mir auf den Kopf, während ich mich durch den temperamentvollen Verkehr auf die andere Straßenseite durchschlug. Der betäubende Benzolgestank ließ für einen Augenblick das Getöse auf der Fahrbahn verstummen.

Ich bog in eine kleine Gasse, wo keine Autos oder Motorräder drängelten, sondern sich eine Menschenmenge schiebend an Marktständen vorbei drängte. Mein schweißtriefendes Hemd klebte an der Haut. Es gab Händler, die rasch meine flüchtigen Blicke bemerkten und mir blitzschnell, die von mir angesehene Ware unter die Nase hielten. Sie ließen sich nur schwer abwimmeln. Diese Szene wiederholte sich einige Male, so dass ich begann zu überlegen, was ich denn falsch machte. Die besondere Aufmerksamkeit der Geschäftsmänner mir gegenüber beurteilend, schien es, als sei ich die einzige Person, die hier entlanggeschlenderte, obwohl ich von Menschen umgeben war, die drückten, zwängten und stießen.

Endlich entdeckte ich einen Park, der vergleichsweise ruhig wirkte. Ich ließ mich auf einer Parkbank nieder, um mich vom hektischen Lärm und der tropischen Hitze zu erholen.

„Como estas?“ sagte ein junger Mann meines Alters und nahm neben mir Platz. Er ließ sich nicht sehr lange Zeit mich zu fragen, ob ich ihm etwas Kokain abkaufen würde.

Plötzlich fragte ein älterer Mann von der anderen Seite kommend:

„De donde eres, señor?“

Eine Eisverkäuferin murmelte:

„Quieres?“ und jemand anderes fragte:

„Que tal amigo?“

Ich spürte eine Hand in meiner Hosentasche, sah eine in der Sonne blitzende Klinge und riss mich schlagartig, wie eine Explosion, aus dem Tumult los.

Als ich mich wiederfand, stand ich vor einer Cerveceria, in der Cowboyhüte tragende Männer rauchten, tranken und stritten.

Auf einmal kam eine schwarze Prostituierte auf mich zu und griff mir in die Hoden.

„Hola Gringo – vengate! – vengate! – No soy peligrosa!“ kam aus ihrem Mund, dessen knallrote Lippen und verfaulte Zähne mich erschreckten.

Mit schnellen Schritten lief ich weiter. Ich wagte es nicht stehen zu bleiben, weil ich keine zweifelhaften Begegnungen mehr riskieren wollte.

Es war ein eigenartiger Tag. Die Menschen waren mir viel zu flink und aggressiv. Außerdem schien ich Dubioses, wie ein Magnet, anzuziehen.

In mörderischem Tempo marschierte ich zum Busbahnhof zurück. Dort pflanzte ich mich in eine Ecke und versteckte mich hinter meinem Buch. Ich entzündete eine Zigarette und rauchte ohne es zu bemerken.

Mit einem Ruck zog jemand an meinem Buch. Die auftauchende Visage kam mir bekannt vor. Er sprach viel zu undeutlich und schnell, als dass ich sein Spanisch hätte verstehen können. Zum Glück fiel mir rasch ein, dass ich es mit dem Ticketverkäufer zu tun hatte.

Nachdem er mich aufgefordert hatte:

„Dame tu billete!“ streckte ich ihm mein Ticket hin. Keiner Erklärung oder Begründung bedürftig, übermalte er die Ziffern der Abfahrtszeit auf meinem Fahrschein. Als ich den rosa Zettel wieder in die Hand bekam, stellte ich zufrieden fest, dass mein Bus früher als geplant losfahren sollte. Ich habe während meiner Südamerikareise häufig Verspätungen erfahren müssen und erlebte nun zum ersten Mal, dass ein Bus auch mehrere Stunden früher losfahren konnte.

Zufrieden bewegte ich mich zu den Bussen, wo ein aufgebracht Fahrer, der melodisch immer wieder „A Quito – a quite“ schreiend, mir den Rucksack abnahm, um ihn zu verstauen. Ich ließ mich seitwärts in einen der Sitze fallen und kämpfte mit meinen schlaksigen Beinen, weil der Abstand zum Vordersitz zu knapp gehalten war. Der Bus füllte sich allmählich. Meist waren es alte Indios, die auf dem Nachhauseweg in die Anden waren. Es dauerte jedoch noch viel Zeit, das von den armen Indianern mitgebrachte Gepäck zu verstauen.

Nun endlich konnten wir losfahren, bis nach etwa einem Kilometer Fahrt über die staubige Piste, wir wieder ruckartig anhielten. Zwei Polizisten durchsuchten in aller Ruhe den gesamten Bus. Auch ich, wurde samt Umhängetasche inspiziert. Eine geschlagene Stunde später verließen sie mit misstrauischen Blicken das Fahrzeug.

Die Kupplung ließ langsam die Antriebswelle in das Getriebe greifen und beschleunigte den klapprigen Bus. Langsam schlummerte einer nach dem anderen, unterstützt durch das beruhigende Vibrieren des Motors, ein.

Plötzlich schreckte ich auf. Mir war so, als hörte ich einen Schuss.

Es schoss nochmals.

Jetzt war ich mir sicher – ein ÜBERFALL.

Ich sah einen im Mondlicht schimmernden Revolver.

Drei jugendliche Latinos, die wie in einem Westernfilm mit einem Halstuch ihren Mund bedeckten, begannen einen Raubüberfall. Die Drei waren ebenfalls Fahrgäste und schmuggelten sich so in Cali in den Bus.

Der eine stand sofort beim Busfahrer und ein anderer gab einem langen Hageren Deckung. Der Hagere, merklich nervös, nahm den Insassen Geld, Uhren und sogar Kleidungsstücke ab.

Ich sah deutlich vor meinen Augen, was im Bus geschah, trotzdem fühlte ich keine Aufregung, kein Kribbeln. Noch schlaftrunken spielte sich diese Szene wie ein Film vor mir ab, ohne dass ich darin involviert gewesen wäre.

Erst als sich die Kälte des Revolverlaufs auf meiner Stirn fühlte, schoss mir blitzartig Adrenalin ins Gehirn.

„Gringo, dame tus dolares!“ brüllte mich der unsichere Räuber an. Sein zittern wurde über seinen Colt auf mich übertragen. Um nicht zu riskieren, dass seine Nerven mit ihm durchgingen, reichte ich ihm eilig die restlichen Pesos (ca. US\$18), die ich noch in seiner Landeswährung übrig hatte.

Ein vor mir sitzender Indio beugte sich vorne über und übergab sich.

„Dolares Gringo, dame dolares – pronto!“ bellte der Hagere mich an.

Mit „No tengo – seguramente no tengo“ versicherte ich ihm keine Dollars zu haben. Er durchwühlte meinen Umhängebeutel und leerte dessen Inhalt schließlich auf den

Boden. Reisepass, eine Schachtel Marlboro mit Feuerzeug, Tagebuch und eine Trinkflasche verteilten sich auf dem Gang.

Er begann meinen Körper abzutasten. Mir schoss es schlagartig heißes Blut in den Kopf. Das Hämmern des Herzschlages auf meiner Stirn hinderte mich daran mir auszumalen, was geschehen würde, wenn er mein Geheimversteck, den Geldgürtel, entdeckte.

Dort verbarg ich meine Travellercheques, einige Notdollars und mein Rückflugticket. Ich hatte Glück, da er mich nur oberflächlich abtastete. Nun nahm er meine Stiefel, die am Boden standen, durchstöberte sie und riss sogar die Einlagen heraus. Jetzt ließ er mich die Socken ausziehen, während er noch immer mit seiner Waffe auf mich zielte. Als er auch dort nichts fand, drehte er sich zu einem, mir schräg gegenüberstehenden schwarzen Mann. Den packte er am Kragen, zerrte ihn aus seinem Sitz und befahl:

„Arriba! Abajo!“.

Er wiederholte so lange bis der Farbige aus lauter Verzweiflung schluchzte und wimmerte.

Nun roch ich den süßlichen Geruch des Erbrochenen.

Der Hagere nahm ihm die Jacke ab und wechselte diese gegen sein Sakko, das meiner Meinung nach nicht bedeutend schlechter war.

Es schien als hätten die Schurken genug. Sie mauschelten irgend etwas mit dem Busfahrer und blieben tatenlos aber mit gehobener Waffe im Gang stehen. Die Situation, unter der wir und auch die Verbrecher litten, blieb angespannt.

Erst als der Bus einen bestimmten Ort erreichte, stiegen sie aus und verschwanden schließlich in der Dunkelheit. Der Bus fuhr, gleich nach dem die Gangster ausgestiegen waren, weiter.

Die Erleichterung war groß. Sogleich stürzten sich zwei Indios auf das vom hageren Räuber zurückgelassene Sakko. Der Farbige blieb stumm sitzen. Auch ich bückte mich rasch meinen Beutelinhalt wieder einzusammeln. Ein Anderer muss mir während des Raubüberfalls unbemerkt meine Zigarettenschachtel gemopst haben.

Allmählich beruhigten sich die Gemüter wieder.

Von der Anspannung geschafft, nickte ich ein.

Plötzlich schreckte ich wieder auf, weil jemand an meiner Schulter rüttelte. Der genervte Busfahrer deutete mit einer Gestik an, dass ich den Bus verlassen muss, da wir an der Grenze zu Ecuador angekommen waren.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit bis wir alle Formalitäten erledigt hatten. Der Autobus rollte weiter durch eine karge Berglandschaft. Abrupt bremste der Fahrer. Vor uns war eine, aus brennenden Autoreifen bestehende Straßensperre aufgebaut.

Da wir die rauchende Barrikade nicht passieren konnten, erkundigten wir uns nach dem Grund der Blockade. Es war ein gewaltsamer Protest unzufriedener Indios gegen die Regierung.

Nach einer Stunde Bedenkzeit entschied sich unser Steuermann umzudrehen und einen anderen Weg nach Quito zu finden. Als er aber am Straßenrand stehende Indios stoppte, um nach dem Weg zu fragen, bemerkten wir, dass unser Fahrer planlos durch die Anden kurvte.

Plötzlich wurden wir wieder gezwungen anzuhalten. Dieses Mal handelte es sich um mit Schneetarn uniformierte Paramilitärs, von denen niemand wusste, für wen sie kämpften. Sie durchsuchten, das unter dem Fahrzeug befindliche Gepäck.

Auf einmal wurde der Besitzer eines roten Rucksacks herausgebeten. Da niemand sich meldete, wurde mir ein Zeichen gegeben.

Mir fiel das Herz in die Hose.

Ich erhob mich und ging nach draußen. Bei dünner Höhenluft wurde ich in einer rotfarbigen Sandlandschaft unter stahlblauem Himmel einer scheinbaren Routineuntersuchung unterzogen. Die Militärs entpuppten sich als friedlich oder vielleicht eher lustlos und ließen uns passieren.

Nach dem unser Busfahrer noch mehrmals anhielt, um nach dem Weg zur Hauptstadt zu fragen, kamen wir noch vor Einbruch der Dunkelheit an.

Kaum dass ich meine Füße auf den Boden setzte, stand ich in einer Schar verwaarloster Kinder. Einige berührten mich, manche hielten mich an meiner Hose fest und ein anderes Kind umklammerte sogar mein Bein. Mit großen Augen und schmutzigen Mündern starrten sie mich an. Viele Hände streckten sich mir auffordernd entgegen. Dem Elend hilflos gegenüberstehend, lief ich einfach los. Einige Sprösslinge fingen zu streiten an, prügeln sich und ließen mich ziehen. Andere verfolgten oder begleiteten mich noch lange.

Ich marschierte in Richtung Altstadt, vorbei an schäbigen Haustüren. Dort stank es nach Tränengas. Viele bewaffnete Polizisten standen herum. Vor mir sah ich eine graue Rauchwolke aufsteigen, dann hörte ich Schüsse und bemerkte schließlich eine rennende Menschenmasse.

Ich hastete zielstrebig in Richtung des Hotels, dass mir im Reiseführer empfohlen wurde. Ab und an lief ich in eine Tränengaswolke, die mich zum Umkehren zwang.

Die Strassen waren übersät mit Müll, leeren Patronenhülsen und brennenden Holzpaletten.

Später erfuhr ich, dass der Ausnahmezustand ausgerufen war. Die meisten Läden hatten geschlossen, und es fuhren keine Busse mehr. Der Grund der Auseinandersetzungen war ein eskalierender Konflikt zwischen benachteiligten Indios und korrupten Politikern.

Nach erfolgloser Suche fand ich ein anderes, anspruchsloses Hotel, in das ich einzog. Müde ließ ich mich ins Bett fallen und wünschte mir Zuhause im sicheren Deutschland zu sein.

## 7

Lauter Gitarrensound begleitet von einer röhrenden Stimme riss mich aus meinem Tiefschlaf. Mein T-Shirt war Schweiß überströmt und die Erinnerungen meines Halbschlafs saß mir noch tief in den Knochen. Der Wecker zeigte auf halb sieben Uhr. Es war ohnehin bald Zeit aufzustehen.

Auf einmal platzte Bernd in mein Zimmer. Er streckte mir einen leeren Teller entgegen und fragte mich wütend:

„Gefällt dir der Teller, huh?“

Ich verstand sofort und befahl:

„Geh raus Bernd!“

Ich schrie:

„Geh raus!!!“

Er rannte wie wild in die Küche. Das Klirren und Zerschellen von Glas und Porzellan verriet mir, das er bis aufs Blut gereizt war. Er veranstaltete regelrecht einen Polterabend in der Küche, es fehlten nur noch die Hochzeitsgäste.

Nach einer ausgiebigen Abreagierungsphase, stürmte er von Neuem in mein Zimmer.

„Ingo, ick sach dir eins: ick jehe nie wieder mit dem Teufel aus. Silke ist total verrückt, wah.“

Er schnappte nochmals Luft und legte los:

„Ick jing mit ihr in ein Irish Pub, wah. Es dauerte nicht lange, da ließ das Miststück mich alleine. Sie lief von Tisch zu Tisch und fiel den Leuten mit ihrem feministischen Jeschwätz auf die Nerven. Ick hab sie auch hinterm Tresen jesehen. Die Frau ist total beknackt, wah.“

Er drehte sich in Windeseile eine Zigarette, zündete sie hastig an und zog eilig am Glimmstängel, so dass die Glut immer länger wurde. Er rauchte fast alle Kippen heiß und durchweichte das eine Ende. Er spuckte etwas Tabak aus und fuhr fort:

„Die Olle war in ihrem Element, wah. Du wirst nicht globen, dass sie es sojar jeschaft hat, dass eine südamerikanische Frau hysterisch auf mich einjeschlagen und mich zusätzlich ein Mann jewürgt hat. Ick hab mir so schnell wie möglich aus dem Staub jemacht, wah. Ick sach dir Ingo, die janze Kneipe war von Silkes provokantem Auftreten anjesteckt, wie eine Horde verrückter Affen. Ick sach dir, wah.“

Mein Wecker zeigte sieben Uhr. Ich musste bald zur Universität. Bernd folgte mir, als ich zur Küche lief. Wie jeden morgen, machte ich mir mein Frühstück.

Bernd fuhr fort weitere Teller auf dem Boden zu zerdeppern. Jetzt wirkte er aber eher lustlos. Schlagartig geriet er wieder in Rage, packte Anastasias Kaffeekanne, riss das Fenster zum Hinterhof auf und schleuderte die Blechkanne im hohen Bogen nach draußen. Es flogen andere, unzerstörbare Gegenstände, die Anastasia gehörten, hinterher.

Da er mich nicht bedrohte, knabberte ich weiter an meinem Müsli.

Plötzlich riss er den Mülleimer an sich. Mit irrem Gesichtsausdruck überlegte er einen Augenblick und rannte dann in Anastasias Zimmer. Er zog die Bettdecke weg und kippte den Inhalt, wie Eierschalen, Kaffeesatz, Apfelschalen usw., auf das Leintuch.

Als er auch noch begann ihr Zimmer zu verwüsten, hielt ich in fest und sagte:

„Das reicht, Bernd. Du hast dich nun genug an ihr gerächt. Das mit dem Biomüll im Bett ist eklig genug. Lass uns in die Küche gehen, komm Bernd.“

Nachdem wir über den Scherbenhaufen wateten, setzten wir uns hin.

Nun öffnete sich die Haustür. Anastasia, trat ein. Ich erkannte ihren psychopathischen Augenausdruck wieder. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass ich vor ihrem unkontrollierten Wahnsinn Angst hatte.

Als sie den Zustand der Küche bemerkte machte sich Freude in ihrem Gesicht breit. Ihr schien Chaos und Disharmonie wirklich zu gefallen.

Bernd stürmte luftschnappend aus der Küche.

Anastasia stand wahrlich ergötzt vor dem Scherbenhaufen und sprach mit ihrem russischen Akzent:

„Ingo, am besten lässt du die Verwüstung nicht an dich heran. Dies ist lediglich ein Indiz für Bernds Verzweiflung. Zumindest war Verzweiflung der Grund meines Ausbruchs.“

„Ich habe aber keine Lust in einem Irrenhaus zu leben, wo ständig aus Verzweiflung zerstört wird. Verrate mir mal wie ich studieren soll, wenn nachts der Teufel hier los ist? Wenn das so weiter geht ziehe ich aus, Schluss, Basta.“

Nun kam Bernd, wie verwandelt in die Küche herein und schenkte Anastasia eine Tasse Kaffee ein.

„Entschuldigung Ingo, ick hab dir nicht jemeint. Ick will das nie wieder tun.“

Im Aufstehen sagte ich:

„Der Nächste, der die Küche zertrümmert, bin ich und kein anderer! Erst wenn ich an der Reihe war, dürft ihr wieder ans Werk! Ist das klar?“

Nachdem mir beide nickend zustimmten, zog ich die Haustür hinter mir zu.

In der Straßenbahn wurde mir bewusst, wie mir die psychische Belastung in meiner Wohngemeinschaft an die Substanz ging. Ich weiß nicht wie lange ich das noch durchstehen könnte. Vielleicht brennt mir auch bald die Sicherung durch. Zumindest kann ich mir vorstellen, dass das Demolieren der Küche mir gut tun könnte - die ganze Aggression an den Tellern auszulassen, sofern wir überhaupt noch Teller hatten.

## 8

So gegen vier Uhr mittags, schloss ich die Wohnungstür auf. Sogleich fiel mir ein handbeschriebener Zettel auf, der vor meinem Zimmer lag. Die Handschrift wich von der früher gelernten Schulschrift nur geringfügig ab. Die Hände des Schreibers waren vielmehr zum Arbeiten gemacht. Mit zitterigen Lettern standen folgende Worte auf dem blutverschmierten Papier:

***Ingo, bitte rege dich nicht über den Zustand der Wohnung auf.  
Ich war mit Silke im Krankenhaus. Bitte wecke mich, sobald du nach Hause  
kommst.***

### ***Bernd***

Als ich mich umschaute, entdeckte ich, mit erschrecken, mehrere große Blutspuren im Flur. Der ganze Teppich war vollgeblutet. Es reichte ein flüchtiger Blick in die Küche, um zu sehen, dass sie mit dem roten klebrigen Körpersaft überströmt war. Es schien, als hätten dort zwei Kampfhunde über mehrere Stunden eine Metzerei veranstaltet, bis einer seinen Verletzungen erlag.

Auch Bernds Zimmer war mit Blut besudelt. Er war nicht wach zu kriegen. Erleichtert stellte ich fest, dass er tief ein und ausatmete.

Ich nahm den Telefonhörer ab und wählte.

„Hallo Matthias, du glaubst nicht was hier los ist. Die Wohnung ist blutüberströmt. – Ja, bitte komm vorbei. Ich brauche deine seelische Unterstützung. Bis gleich.“

Noch bevor er hier war, stand Bernd in der Tür. Er war sichtlich verzweifelt und den Tränen nahe.

„Wie geht es dir?“ fragte ich ihn.

„Ich habe gefragt wie es dir geht.“

„Ich habe deine Frage schon verstanden.“ erwiderte er.

„Ich wollte nur wissen, wie es dir geht.“

„Was zum Teufel glaubst du, wie's mir geht?“

„Bring mich sofort zum Arzt! Ick verblute!“ brüllte er mich hysterisch an.

Kurze Zeit später hupte das bestellte Taxi. Wir fuhren zu irgendeinem Chirurgen, den ich in den Gelben Seiten fand. Als Bernd im weißen Wartezimmer des Arztes saß, wurde er immer ruhiger.

Er brach das Schweigen.

„Kaum warst du heute morgen aus der Tür, hat mich die Hexe wieder in Rage gebracht. Dann hab ich mir die Füße an den Scherben aufgeschnitten. Da war selbst Silke sprachlos, wah. Du hättest sehen sollen, wie sie mein Blut angestarrt hat, wah. Mir war richtig mulmig, so viel Blut hab ich verloren. Wir sind dann gleich los ins Krankenhaus. Der Arzt dort hat mich total blöd anjemacht, so dass wir wieder abgehauen sind. Von dem lass ich meine Wunde nicht anfassen, wah.“

Als wir dann wieder in der Wohnung waren, wurde mir schwummrig, soviel Blut hab ick bereits verloren, wah. Ick merkte, dass ich unbedingt eine ärztliche Behandlung

brauchte und rief einen Notarzt an. Der Schlauberger gab mir dann den Rat, dass ich ins Krankenhaus gehen sollte. Na ja, dann hab ick mir aufs Ohr jelecht.“

Die Arzthelferin rief uns herein. Als der Arzt den provisorischen Verband vom Krankenhaus Friedrichshain löste, sah ich zum ersten Mal seine Wunde. Es waren zwei tiefe und lange Schnitte. Der Arzt meinte jedoch, dass nach acht Stunden nicht mehr genäht werden kann. Er reinigte die schmutzigen Risse und verband ihn erneut. Fürs erst bekam er Krücken, damit die Wunde eine Chance zum Verheilen bekam. Morgen sollte er nochmals vorbeischaun.

Auf dem Nachhauseweg lauschte der Taxifahrer, wie Bernd sich mit Selbstmitleid quälte. Bernd befürchtete, dass wir ihm nicht mehr vergeben könnten. Nach allem was er uns angetan hat. Meinen Segen bekam er. Bald merkte ich, dass er nicht nur am Bein, sondern auch „im“ Kopf blutete. Er war nicht nur außer Stande sich ohne Hilfsmittel fortzubewegen, er war auch psychisch am Ende. In der Greifswalderstrasse beschloss er, sobald sein Fuß wieder geheilt war, auszuziehen. Bernd fürchtete, nie wieder vor Anastasia treten zu können.

Doch etwa eine halbe Stunde später, klopfte er unsicher an ihrer Tür und bat sie um Vergebung. Anastasia lag noch immer mit ihrem Gestapomantel bekleidet im Bett und bewegte sich nicht.

Plötzlich begann sie in aller Seelenruhe zu sprechen:

„Du hast mein Lebenswerk vernichtet. Du hast meine neuen Collagen verwüstet. Du hast mehrere Kunstwerke aus dem Fenster geschmissen. Und mein Tagebuch ist nicht mehr aufzufinden. Du hast mich zerstört.“

Mit jedem Satz wurde sie beherrscher. Bernd seufzte und mir war unheimlich zu Mute.

„Es ist irreparabel, was du gemacht hast. Ich verzeihe dir nicht.“

Ich stand in ihrem Zimmer und bemerkte, dass auch sie am Ende war.

Sie fuhr fort:

„Ich kann beobachten, wie meine Psyche in sich zusammenfällt.“

Anastasia hielt kurz inne. Sie blieb noch immer bewegungslos in ihrem Bett liegen.

„Bernd, das ist deine Schuld. Und genau deswegen verpflichtete ich dich mir beim Selbstmord beizustehen. Ich will nicht durch eine primitive Methode, wie Pulsadern aufschneiden sterben. Heute ist schon genug Blut geflossen. Besorge mir Zyankali oder Heroin für den Goldenen Schuss.“

Bernd schluchzte, während Anastasia fortfuhr.

„Du hast das Lebenswerk meiner Phantasie, die Idee einer `ändern Gesellschaft` ruiniert. Ich habe eine Gesellschaftsform entwickelt ohne hierarchische Ansätze, ohne Unterdrückung der Frau. In meiner Gesellschaft müssen die Frauen nicht aus Rücksicht gegenüber der zerbrechlichen Unschuld der Ehemänner, den Orgasmus simulieren.“

„Kannst du es nicht einfach nochmals aufschreiben?“ fragte ich blauäugig.

„Die Wunde sitzt viel tiefer. Nach meiner verpassten Liebeschance lief alles auf Zerstörung und Vernichtung hinaus. Mein ganzes Umfeld wird von meiner Destruktivität förmlich angesteckt. Ich schaffe es sogar mit meiner bloßen Anwesenheit eine Massenschlägerei zu verursachen.“

Bernd ist bestimmt aufgefallen, das die Leute immer aggressiver wurden, je länger wir dort waren. Es ist mein Schicksal. Ich werde von bösen Kräften gelenkt. Die Kreation der idealen Gesellschaftsform war mein letztes konstruktives Werk. Das war mein ganzes Ich, mein Dasein, dass ich den bösen Kräften entgegen bringen konnte. Jetzt bin ich verloren. Ich bin nackt, ohne fruchtbare Ideen. Jetzt bin ich durch und durch böse.“

Ich war mir nicht sicher, ob sie das ernst meinte oder ob sie mit Bernd einen Psychokrieg zu führen versuchte. Irgendwie würde ich ihr zutrauen an der Zerstörung Bernds Psyche Spaß zu haben. Vielleicht hatte sie ihn schon längst ruiniert.

Ich beobachtete sie, wie sie hilflos in ihrem Bett lag. Sie hatte keinen Grund morgens aufzustehen. Sie ging nicht zur Arbeit. Ich habe noch nie Freunde von ihr gesehen. Sie blieb meist die ganze Zeit über in ihrem Zimmer und machte sich selbstzerstörerische Gedanken. Anastasia war so weit in ihrer Gedankenwelt fortgeschritten, dass sie sogar ihre Sexualität vergeistigte. Vielleicht wusste sie wirklich nicht weiter.

Nun begann ich mir Gedanken über meine Anwesenheit in dieser gefährlichen Situation zu machen. Die Unberechenbarkeit der Psychosen, die beide auslebten, verunsicherte mich. An depressiven Tagen saßen sie unsicher am Küchentisch, und an manischen Tagen ging der Teufel ab.

Eigentlich wollte ich noch die drei übrigen Monate hier ausharren. Dann zog meine Annica nach Berlin. Mit ihr wollte ich dann ein harmonisches Zusammenleben aufbauen. Wie schön das klang.

Trotzdem blieb ich in der Greifswalderstrasse 33. Ich harrete aus.

Ich kaufte mir ein Vorhängeschloss für meine Zimmertür, da die Chaosparties meist erst gegen vier oder fünf Uhr morgens veranstaltet wurden, während ich gewöhnlich schlief.

War das vielleicht erst der harmlose Anfang unseres Zusammenlebens?

Anastasia konnte ich von Anfang an nicht durchschauen, aber irgendwie faszinierten mich ihre Charaktere.

Mit Bernd vertrug ich mich eigentlich ganz gut. Jedoch belastete ihn die ganze Geschichte als Angeklagter sehr. Er saß gerade in seinem Zimmer und spielte mit dem Gedanken das psychiatrische Krisenzentrum anzurufen. Mir fiel auf, dass wir uns immer weniger zu sagen hatten. Ich glaubte auch, dass er mein neues Misstrauen ihm gegenüber spürte. Es schien, als sei er auf dem besten Weg sich selber in den Wahnsinn zu treiben. Dadurch würde er für mich unberechenbarer und damit zur Gefahr.

## 10

Am heutigen Tag, nahm ich mir vor, Anastasia aus ihrem einsamen Zimmer zu führen. Sie sah viel besser aus als gestern. Wahrscheinlich war es ihr gelungen, ein wenig zu schlafen.

Heute war einer der wenigen sonnigen Herbsttagen, an denen man vermutete, dass es die letzte Gelegenheit einen Spaziergang in lauer Herbstatmosphäre zu machen vor dem Wintereinbruch war. Jeden schien es nach draußen zu ziehen. Die Straße war überfüllt von fröhlichen Spaziergängern. In der Nähe des Tiergartens sei ein antiker Flohmarkt, erfuhr ich von einem Kommilitonen. Dies nahm ich zum Vorwand Anastasia auszuführen. Nachdem sie sich aufgetakelt hatte, gingen wir los.

Es war ein herrlicher Sonntagmittag und es war ein Vergnügen in der anonymen Masse unterzutauchen.

Als wir unter Menschen waren, beobachtete ich, wie sie von den anderen angesehen wurde. Mir schien, als ahnten sie, was sich hinter ihrer Fassade verbarg.

Wir schlenderten durch das Secondhand-Angebot und verglichen unsere Geschmäcker. Ich war angenehm überrascht zu hören, dass sie auf barocke Gegenstände stand. Endlich fand ich ihren Hang zur Ästhetik. Sie entschied neu anzufangen. Sie wollte bei der Gestaltung ihres Zimmers anfangen und malte sich aus, wie schön es wäre, wenn ein kunstvolles Sofa und ein jugendstilartiger Spiegel in ihrem Zimmer stehen würden. Nur die beiden Möbelstücke sollten in ihren vier Wänden stehen, sonst nichts.

Ich genoss es mit ihr zusammen von etwas Schönem zu träumen. Mir gefiel es, wie wir beide harmonierten. Ob die Leute wohl glaubten, dass wir ein Paar waren? Auf einmal entdeckte sie einen weißen Nerz. Die Besitzerin wollte das gute Stück aber nicht unter 4000,- DM hergeben. Anastasia bat ihn anprobieren zu dürfen. Sie warf den teuren Fummel theatralisch über die Schulter.

Die Besitzerin erlaubte Anastasia auf die andere Seite hinüber zu gehen, um sich im Spiegel einer Schrankwand zu betrachten. Anastasia wechselte ihre Posen und wirkte wie verzaubert.

Auf einmal veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Als mir die Idee kam, sie könne den Nerz klauen, verschwand sie schon in der Menge. Die Besitzerin hatte die Lage auch gleich erkannt und packte mich am Hemdsärmel. Wie vom Blitz getroffen riss ich mich von ihr los und rannte. Ich rannte, bis ich nicht mehr konnte. Ich war stinksauer. Sie hätte mir wenigstens andeuten können, was sie vorhatte.

An einem kalten und grauen Tag stieg ich aus der Tram, lief über die Straße und war froh, endlich Zuhause zu sein. Kurz nach dem ich die Tür aufschloss, erblickte ich Bernd, der wie verloren im Flur stand.

„Hallo Bernd wie geht es dir?“

„Oh, tut mir leid, ick hab dir nicht jesehen.“

„Stimmt irgend etwas nicht?“

„Nein, nein, es ist alles in Ordnung. Ick hab dir bloß nicht jesehen.“

Mit leiser und zittriger Stimme sagte er:

„Heute mittag war ick draußen, um mir einen Tabak zu kaufen, wah. Die Leute haben mir so anjekickt, dass ick es nicht mehr ausjehalten habe. Ingo, ick befürchte ick kann mir nicht mehr nach draußen wagen. Ick hab lange überlegt und mir endlich entschlossen für ein paar Tage in eine offene psychiatrische Anstalt zu jehen. Ick fühl mir aber unwohl alleine unter all den Menschen da draußen. Meine Sachen hab ick schon jepackt, wah.“

Natürlich nahm ich mich der Sache an. Wir fuhren mit der 8er Tram nach Lichterfelde. Ein komisches Gefühl begleitete mich, einem Paranoiden gegenüberzusitzen. Während Bernd ängstlich vor sich hinstarrte, betrachtete ich durch das Fenster die tote Atmosphäre. Eine Trabantensiedlung nach der anderen baute sich vor uns auf. Auch die traurigen Gesichtsausdrücke der Menschen erinnerten mich an den grauen Ostblock.

Plötzlich stand Bernd auf und stieg ohne mich anzuschauen aus der Tram. Ich bewegte mich ebenfalls mechanisch aus dem Wagon. Nach einem kleinen Fußmarsch erreichten wir die Anstalt. Es war eine riesige Klinkerbauanlage inmitten eines alten Parks. Wir schritten in einer finsternen Baumallee zur Notaufnahme. Wir mussten an einem Monument der deutschen Kapitulation vorbei. Es hatte den Anschein, dass jeder der an diesem Monument vorbei schritt, vor sich selber kapitulieren musste. Der Statuensockel war mit goldbraunen Blättern bedeckt. Erst jetzt viel mir auf, wie weit der Herbst schon vorangeschritten war. Die Bäume trugen kaum noch Blätter.

Wir überschritten das Sperrgebiet. Auf einmal waren wir nicht mehr alleine. Ein zuckender Patient kreuzte unseren Weg. Ein anderer spuckte monotone Töne aus und ein anderer wippte ausdauernd hin und her. Die neuen Eindrücke überrollten mich. Mir war mulmig. Ich fragte mich, wie Bernd sich wohl fühlen mag.

Wir wurden sanft in der Notaufnahme angenommen. Während sich Bernd einem Gespräch mit dem Psychiater unterzog, starrte ich im Warteraum Löcher in die Luft. Ich stellte mir so eine Unterredung mit einer psychiatrisch unterwiesenen Person interessant vor.

Bernd kam erleichtert aus dem Büro, weil sie ihn zwei oder drei Wochen unter Quarantäne nahmen. Anschließend fuhren wir mit einem VW-Bus durch das Gelände zu Bernds neuem Obdach.

Als mich eine Krankenschwester wegschicken wollte, äußerte Bernd den Wunsch, mich noch einen kurzen Augenblick bei sich zu behalten. Die Schwester stimmte mit

Widerwillen zu und führte uns in sein neues Zimmer. Es war ein heller großer Raum mit vier Betten. Drei Betten waren bereits belegt. Wahrscheinlich unter medikamentöser Behandlung, lag jeder regungslos auf seinem Bett. Ich konnte mir nur schwer vorstellen, in solch einer Atmosphäre wieder gesund zu werden. Bernd sah dies hingegen zuversichtlich und umarmte mich zum Abschied.

Ich fuhr zurück zur Greifswalderstrasse und klopfte an Anastasias Tür.

Als ich ihre Augen sah, merkte ich, dass sie in einem schlechten Zustand war. Sie war extrem angespannt.

„Ich habe Bernd gerade in eine offene psychiatrische Anstalt gebracht“ platzte ich heraus. Die neuen Gegebenheiten um Bernd ließen sie indes unbekümmert. Sie beschäftigte sich viel mehr mit ihren eigenen Gefühlen.

„Es liegt was in der Luft. Ich fühle eine Art Fremdbestimmung, die ich nicht deuten kann. Dieser Tag ist ein besonderer Tag. Der 11. November hat eine besondere Rolle. Am liebsten würde ich diesen Tag vom Kalender streichen, weil jedes Jahr etwas schreckliches passiert war. Letztes Jahr an diesem Tag wurde ebenfalls ein Mitbewohner von mir in die Psychiatrie eingeliefert.“

Ich merkte die Anspannung in ihr und auch in der Atmosphäre. Plötzlich wurde ich nervös und begann zu zittern. Mir war klar, dass ich besser das Feld räumen sollte, bevor das Gewitter aufzog. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und verriegelte die Tür. Nervös nahm ich das Telefon zur Hand und holte mir seelischen Beistand bei Annica. Das Telefonat dauerte über eine Stunde. Wir hatten schon lange nicht mehr so ausgiebig telefoniert. Ich berichtete ihr auch von Anastasias Selbstmordgedanken.

## 12

Ich schlief verdammt schlecht. Irgendeine Sache hämmerte mir ins Unterbewusstsein. Schlaftrunken war ich und nicht in der Lage den Störfaktor ausfindig zu machen.

Lautes Kettenrasseln zwang mich meinen Oberkörper aufzurichten, so dass ich mit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit starrte.

In der Nacht hatte sie es bereits mehrmals versucht in mein Zimmer einzudringen. Anastasia öffnete leise die Tür, bis die Kette des Türschlosses lärmend das weitere Öffnen verhinderte. Ich stand senkrecht im Bett. Mein Herz raste. Um mich ein bisschen zu beruhigen, hielt ich Anastasias Pistole in der Hand.

Die Kälte des Revolvers gab mir genug Sicherheit zu fragen:

„Was ist denn los, Silke?“

Ich bekam keine Antwort, sondern sie schloss leise die Tür. Ich war mir sicher, dass sie es war, weil Bernd mit einer hohen Dosis Psychopharmaka unter Verschluss in seiner Anstalt liegen sollte.

Blitzschnell tänzelte ich auf nackten Zehen zur Tür, und stand mit gehobener Waffe da. Ich zog den Abzug zurück - bereit abzudrücken. Jetzt hörte ich nichts mehr, keinen Laut, nicht mal ein leises Atmen.

Ich schlief erneut ein. Später wurde ich nochmals von dem Kettengeräusch geweckt. Ich fragte wieder:

„Was ist denn los, Silke?“

Ich bekam wieder keine Antwort. Stattdessen zog sie die Tür wieder sanft zu. Es wirkte, als hätte sie Platzangst.

Diese Prozedur wiederholte sie vier bis fünf mal, so dass ich mich langsam ärgerte. Ich drückte fest den Griff der Pistole, bis ich einnickte.

Das gleiche Spiel ereignete sich erneut, so gegen acht Uhr morgens. Da ich kurz vorher vom Wecker aus dem Schlaf gerüttelt worden war, rannte ich zur Tür, löste die Kette und riss den einen Flügel der Tür auf. Ich sah gerade noch ihr Hinterteil in ihr Zimmer huschen. Vorsichtig ging ich hinter ihr her und fragte:

„Geht's dir gut, Silke?“

„Es ist alles in Ordnung“ sagte sie, während ich in ihr Zimmer schritt. Beide schreckten wir zurück, als wir uns gegenüberstanden. Die Luftstrecke zwischen unseren Köpfen war sehr gering, so dass ich ihrem stechenden Blick nicht ausweichen konnte.

Ihr Augenausdruck war nicht mit Wahnsinn erfüllt. Nein, dieses Mal wirkte der Glanz ihrer großen Pupillen verzweifelt. Diese Verzweiflung schien nicht auf einen aggressiven Nährboden zurückführbar. Ihre Augen verrieten mir mehr Schwäche und Ängste.

Ich versuchte ihr zu helfen, indem ich ihr riet an der frischen Luft spazieren zu gehen oder sich mit einem Freund zu treffen. Sie reagierte nicht.

Da ich bald zur Uni gehen musste, putzte ich mir die Zähne. Anastasia irrte niedergeschlagen den Flur auf und ab. Ich schloss die Badtür, um ungestört pinkeln zu können.

Wie vom Blitz getroffen, schlug sie brutal auf die Badtür ein. Ich wusste nichts besseres, als die Tür zu öffnen und Anastasia aus voller Kraft anzuschreien. Sie zuckte zusammen. Es schien ihr leid zu tun, dass sie gegen die Tür schlug. Ich vermutete, dass sie in ihrer jetzigen geistigen Verfassung keine verschlossenen Türen ertragen konnte. Die Grenzen oder besser gesagt, der begrenzte Lebensraum schränkte ihre Persönlichkeit ein, bis sie nicht mehr atmen konnte.

Auf einmal herrschte Unsicherheit über sie. Irgend welche Geister wussten sie im Zaum zu halten.

Zwanghaft ihren Fehler wieder gut machen zu müssen, fragte sie:

„Willst du Milch im Kaffee?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schlich sie lautlos an mir vorbei, so spurlos, wie es nur einem Geist gelingen konnte.

Als sie wieder in meinen vier Wänden erschien, stellte sie eine Tasse auf den Tisch und leerte Milch hinein. Beide fuhren wir zusammen, als geronnene Milchklumpen in die Tasse platschten. Noch den Schrecken in den Gliedern, irrte sie weiter durch die Wohnung. Ich legte die Kette an die Tür, um in Ruhe frühstücken zu können.

Und wieder die gleiche Prozedur. Anastasia öffnete die Tür und schien erstaunt, dass die Kette zum wiederholten Male die Tür einfiel.

Ich rannte ebenfalls an die Tür, löste die Kette und riss wütend die Tür auf. Anastasia huschte wieder in ihr Zimmer und ich hinterher. Als ich die Türschwelle ihres Raumes überschritt, konnte ich gerade noch ihre elektrische Schreibmaschine sehen, wie sie in den Hinterhof flog.

Ich mahnte sie, nicht schon wieder die Wohnungseinrichtung zu demolieren.

Blitzschnell griff sie zu dem Skalpell, mit dem sie normalerweise ihre Collagen bearbeitete, und lief kreide bleich auf mich zu.

Ich rannte zurück in meine Bude und hing die Kette vor. Wie erwartet versuchte sie wieder meine Tür zu öffnen. Ich sah das Schimmern der Klinge durch den Türspalt.

Nun tat es mir nicht mehr leid. Ich nahm das Telefon zur Hand und rief den sozial-psychiatrischen Dienst an, um sie endlich dahin zu bringen, wo sie längst hingehörte. Nicht Bernd, sondern Anastasia hatte es verdient, im Irrenhaus weggeschlossen zu werden.

Nach der kessen Frage, ob ich sie wohl los haben wollte, versicherte mir der Telefonist des sozial-psychologischen Dienstes, dass sie im Moment keinen freien Psychiater mehr zur Verfügung hätten.

Ich rief die Polizei. Auch dort stieß ich auf Abneigung. Ich sollte sie doch einfach rausschmeißen. Ich konterte damit, dass sie die Hauptmieterin war. Dann sollte ich eben selber verschwinden, spottete der diensthabende Freund und Helfer.

Plötzlich erklang das Besetzzeichen in meinem Ohr.

Noch immer irrte Anastasia unzurechnungsfähig, mit dem Skalpell in der Hand, vor meiner Tür hin und her. Ich überlegte mir, dass es auch zu ihrem eigenen Schutz besser wäre, wenn sie in fachmännische Betreuung käme.

Ich wählte erneut die Nummer 110. Als ob der Mann am anderen Ende der Strippe darauf gewartet hätte, dass ich ein zweites Mal anrief, versicherte er mir, dass bereits Hilfe unterwegs wäre.

Die Grünweißen, ließen nicht sehr lange auf sich warten. Etwa eine halbe Stunde nach dem Anruf, schlugen sie unsere Wohnungstür ein. Sieben Beamte, mit gezogener Waffe, stürmten unsere Behausung.

Zwei Gendarmen packten meine Gliedmaßen, drehten mich und pressten mich unsanft gegen die Wand. Der Rest der Sippe stürzte in die Küche, um Anastasia dort gewaltsam vom Hochbett in der kleinen Kammer herunterzubekommen und schließlich zu Boden zu bringen.

Als sie ihr die Handschellen anlegten, entdeckten sie die Schnittwunde an Anastasias Pulsader.

Während ich aus dem schmerzenden Griff frei gelassen wurde, versuchten sie Anastasia zu verhören. Ihr kam kein einziger Ton von den Lippen, und sie starrte wie von Sinnen auf den Boden.

Anschließend interviewten sie mich.

Nach dem ich der Staatsgewalt erzählte, dass Anastasia Künstlerin war, machten sie Witze über das hilflose am Boden liegende Wrack. Grob den Vorgang des heutigen Morgens schildernd, meinte einer der Polizisten, dass hier wirklich krasse Zustände herrschten. Ich konnte ihm nur zustimmen.

Nun kam auch noch der Notarzt zur Tür herein, der sich gleich den aufgeschnittenen Pulsadern annahm. Er stellte jedoch rasch fest, dass diese ungefährlich seien. Denn sie hatte die Klinge nicht längs, sondern quer über ihren Arm gezogen.

Wegen Suizidgefahr sollte sie in einer geschlossenen Anstalt ruhig gestellt werden.

Zehn Minuten später war die Wohnung wieder leer. Ich setzte mich ans Fenster und genoss die ersten Schneeflocken, die Berlins Straßen von da an weiß bedeckten.

Als ich wieder zu mir fand, machte ich mich rasch auf, um die nächste Tram zur Uni zu nehmen. Erst in der Straßenbahn realisierte ich, dass die Gefahr in meiner Privatsphäre vorerst eliminiert war. Nun hatte ich die ganze Wohnung für mich alleine.

Auch Bernd fiel ein Stein vom Herzen, als er hörte was geschehen war. Er wirkte für kurze Zeit Freude jauchzend, so dass er sogar die Trägheit der Antidepressiva überwand. Er lästerte über die Art Verrücktheit, die Anastasia quälte. Doch Bernd bekam bald das eigene Schwächegefühl zu spüren, das begann seiner Psyche zuzusetzen.

Ich merkte auch deutlich, wie meine Psyche unter den Geschehnissen litt und abstumpfte. Von Anfang an hatte ich meine Grenzen der entsprechenden Situation angepasst. Natürlich meine ich nicht die psychischen Grenzen meines Ichs, sondern die Grenzen, die man sich selbst oder auch an anderen setzt.

Jedes hier geschehene Ereignis lag im Bereich meiner Toleranz oder meine Toleranz wurde auf dieses Niveau angehoben. Allerdings war mir bewusst, dass das Maß des Erträglichen überschritten werden durfte, weil ich wahrscheinlich die einzige Person in dieser Wohngemeinschaft war, die überhaupt Grenzen zu setzen pflegte.

Das ich zum Beispiel in Anastasias Zimmer eingedrungen war, während sie andernorts ruhig gestellt wurde, ist ebenfalls ein Beweis dafür, dass ein innerlicher Prozess in mir stattgefunden haben muss.

Ich öffnete einfach ihre Zimmertür, die sie vor ihrem raschen Abtransport nicht mehr abschließen konnte.

Auf dem Boden war eine Matratze, auf der eine zerknüllte und schmutzige Bettdecke lag. In der Ecke stand ein Stuhl oder ein Sessel, den ich bedeckt von bergeweise Kleidungsstücke nur erahnen konnte. Überall standen mit Kippenstummeln vollgestopfte Aschenbecher herum und andere Gegenstände, die zum Zigarettenausdrücken missbraucht wurden. Ich setzte mich an ihren überfüllten Schreibtisch auf einen defekten Stuhl, der zur Seite wegkippte, wenn man dessen Instabilität nicht bald bemerkte und ausbalancierte.

Sogleich hatte ich einen Stapel Collagen in der Hand. Ich betrachtete das erste Bild. Es zeigte einen Frauenrumpf, der auf einen Rettungsring aufgesetzt wurde. Der Ring war genau auf Geschlechtshöhe angebracht. In symbolischer Hinsicht bekam das schüchterne und ängstlichen Frauengesicht dadurch eine offene Riesenmose. Schräg unterhalb der jungfräulich wirkenden Weiblichkeit platzierte sie einen, in den Schwimmreif hineinschauenden Mann. Die Männlichkeit schien sich merklich nicht von der Persönlichkeit der Frau angezogen zu fühlen, sondern eher von ihrem Geschlecht.

Die Collage strahlte etwas Abstoßendes aber auch Erotisches aus. Auch die kindsgroße Schaufensterpuppe, die in der Zimmerecke gegenüber stand, umgab eine vergleichbare Aura. Der Puppe wurde ein schwarzer Zylinder aufgesetzt und eine Krawatte umgebunden. Während mein Blick von oben nach unten streifte, blieben meine Augen auf Unterleibshöhe stehen, wo Anastasia mit einem dicken, schwarzen Stift das Symbol der Weiblichkeit aufmalte. Dieses Zeichen verlieh der Puppe ein sexuelles pädophilies Gefühl.

Ich war über den künstlerischen Gehalt vielleicht nicht überrascht, trotzdem beeindruckten mich die klar zu verstehenden Aussagen. Sie hatte die Fähigkeit mit Kleber und Schere, komplexe Themen oder Gefühle abzuhandeln.

In dem zusammengeklebten Papierhaufen fand Anastasia die Gelegenheit Problematiken, wie technischen Fortschritt, Umweltzerstörung, menschliche Leere und natürlich das mächtige Männerpatriarchat wiederzugeben. Als es dann aber zum

Bösen, Animalischen und fast Ekligem übergang, legte ich die Collagen wieder beiseite.

Plötzlich erblickte ich ein Tagebuch. Hatte sie nicht Bernd angeklagt, es zerstört zu haben? Oder war es ein anderes Buch? Ich nahm es zur Hand und öffnete es.

Aufgeregt stöberte ich durch die selbstgeschriebenen Seiten. Ich betrachtete mehr den Charakter ihrer Handschrift, als dass ich den Inhalt ihrer Worte aufnahm. Es waren förmlich ihre seelischen Regungen in der Bewegungsführung ihrer Handschrift abzulesen. Manchmal war ihre Schrift aufgelockert, unregelmäßig, lässig. Es entsprach dem Bild einer zwanglos spazierenden Menschenmenge. Je mehr ich die Form der einzelnen Wörter in mich einsog und meine Augen weiter wanderten, begann sie schneller zu schreiben, bis sie die Buchstaben mit viel Kraft aufs Papier kritzelte. Leider waren die Lettern nicht zu identifizieren.

Ich blätterte weiter und fand einen Tagebucheintrag mit der Überschrift `Abschied`. Ich war zu aufgeregt den Sinn der Worte zu verstehen. Die letzten Worte wurden mir mit verspannter Hand ins Rückrad geritzt:

„Kriminell und intellektuell“.

Diese Worte brummelte ich einige Male vor mich hin, bis ich die Spannung nicht mehr aushielt. Ich legte unfreiwillig das Tagebuch weg und verließ Anastasias Reich.

Ich schlang das Mensamenü hinunter, wie das jeder hier so machte und wetzte sogleich zur Straßenbahn, wobei ich nicht mal unter Zeitdruck stand. Ich ließ mich von meiner gestressten Umgebung anstecken. Als ich noch Raucher war, hielt ich nach dem Mittagstisch wenigstens noch ein paar Minuten inne, um eine Zigarette zu genießen, falls man diese überhaupt genießen kann. Vielleicht sollte ich mir diese kleinen Verschnaufpausen wieder angewöhnen und, anstatt an einem Giftstängel zu ziehen, an einer Mohrrübe knabbern oder einen Apfel essen.

In meinen Gedanken vertieft, stieg ich vor dem St. Joseph Krankenhaus in Weißensee gerade noch rechtzeitig aus, bevor die Schiebetüren der Tram wieder zugingen.

Das St. Joseph Krankenhaus war das Auffanglager gewalttätiger Psychopathen, die im Großstadtdschungel eingefangen wurden. Die hohen Mauern um den Gebäudekomplex veranschaulichten die Gefährlichkeit der Insassen. Vom äußeren Escheinungsbild gefiel mir Bernds Klappe besser.

Nachdem ich mich angemeldet hatte, wurde mir die Tür aufgeschlossen, so dass ich eintreten konnte. Der Bedienstete schloss mir drei oder vier weitere Türen auf und meinte schließlich, dass ich mich hier einen Augenblick gedulden müsste. Ich kam mir vor, wie in einem Gefängnis. Ich stand wartend in einem kahlen Flur. Der Flur fühlte sich kalt an. In der Mitte stand ein kleiner viereckiger Tisch. Ich trat näher und entdeckte viele bunte Collagen.

Plötzlich ertappte mich jemand beim Betrachten der Bilder. Noch bevor ich die Frau begrüßte, fragte ich:

„Das sind doch bestimmt Silkes Collagen, oder nicht?“

Sie ließ sich durch meine Frage nicht in ihrem Arbeitsablauf beirren und kontrollierte mich auf meine Nüchternheit.

Als sie ihr blondes Haar hinüberwarf, roch es nach süßlichem Moschus. Sie war eine junge und ansprechende Frau.

Nachdem sie mich mit fachmännischer Miene als gefahrlos einstufte, sagte sie:

„Ich bitte um etwas Geduld. Ich hole das Objekt.“

Salopp drehte sie sich und zog schwungvoll den weißen Kittel und die Moschusfahne hinter sich her.

Ehe ich mich versah, stand Anastasia mit gekrümmter Körperhaltung vor mir. Sie sah sehr schlecht aus. Ihre Augen waren tiefer in ihrem blassen Gesicht versunken als üblich. Um so mehr fiel das satte Rot ihres Lippenstiftes auf.

Sie trug den gewohnten, grünen Fellkragenmantel. Nichtsdestotrotz schien sie sich über meinen Besuch zu freuen.

Sie freute sich mir ihre Collagen präsentieren zu können und anschließend, auf einem Rundgang in der Anstalt, die geplanten Stellen zu zeigen, wo ihre neuen Werke ausgestellt werden sollten.

Die Besichtigung endete im Raucherraum, der voll mit kettenrauchenden Patienten war. Dort zündete auch sie sich gleich einen Glimmstängel an. Ihre gekrümmte Hand

umkrallte spinnenhaft die Zigarettenschachtel, als hätte sie Angst, dass ihr irgend jemand diese Kartonbox wegnehmen könnte.

„Und wie geht's dir? Wie kommst du hier zurecht?“

Sie schaute traurig auf und zischte:

„Hier gibt es nur Pöbel. Niemand hat wenigstens einen Fingerhut voll Ahnung von Formen, Farben und Ästhetik. Ich könnte wetten, dass hier noch niemand etwas vom „Goldenen Schnitt“ gehört hat. Keiner weiß meine Arbeit zu schätzen. Immerhin kreierte ich über hundert Collagen.

Ich habe mich entschlossen mich einfach nicht mit dem Pöbel abzugeben. Ich habe das nicht nötig. Meine gesamte Kraft widme ich der Kunst. Ich boykottiere auch die psychologischen Gruppentherapien. Ich weiß nicht was das bringen soll immer und immer wieder die gleichen Geschichten erzählen. Ich heile mich selbst. Ich heile mich durch Kunst. Natürlich versteht das hier niemand.“

Auf einmal bemerkte ich eine lebhaftere Regung in ihren Augen, die bis jetzt durch die Medikamenteneinnahme eher träge wirkten.

„Für heute haben sie mir einen zweistündigen Besuch zuhause erlaubt. Dort will ich etwas gestalterisch tätig werden. Ich weiß schon genau, wo ich welches Bild aufhängen werde. Ich muss erst noch schnell einige Rahmen besorgen. Unser Hausgangflur wirkt so kahl, findest du nicht?“

Noch bevor ich ihr zunicken konnte, stand sie auf und lief zur Anstaltsleitung, um sich abzumelden.

Als ich nun alleine am Tisch saß, musterte ich die anderen Charaktere im Raucherraum. Eine mollige Punkerfrau, hing über dem Nachbartisch und schlotete eine nach der andern. Ihre fleischigen Waden quollen aus ihren Kampfstiefeln. Ihre zerrissenen Klamotten waren ganz in schwarz gehalten. Ich schluckte, als ich die tiefschwarz geschminkte Augenperipherie in ihrem weiß gepudertem Gesicht entdeckte. Es fiel mir nicht schwer zu glauben, das die Gesellschaft vor dieser Erscheinung in Sicherheit gebracht werden musste.

Eine andere Frau mit auffallend grün bemalten Lippen saß alleine an einem anderen Tisch. Sie kaute nervös an ihren grünlackierten Fingernägeln und kam sich dabei nicht mal beobachtet vor. Obwohl sie im Raucherraum war, rauchte sie nicht. Sie war beschäftigt mit ihren Fingernägeln. Sie wirkte extrem nervenschwach. Hatte sie vielleicht ein schlechtes Gewissen?

Plötzlich trat Anastasia in den Raum. Mit traurigem Gesicht sagte sie:

„Die lassen mich jetzt nicht gehen, Ich muss erst warten, bis sie ihre Besprechung beendet haben.“

Auf einmal stand die blonde Psychiaterin am Tisch.

„Entschuldigen Sie bitte Herr Schneck. Ich bin daran interessiert, mit ihnen ein Gespräch über Frau Schulz zu führen. Haben sie vielleicht etwas Zeit?“ fragte sie mich.

Verblüfft aber interessiert an einem Gespräch, sagte ich zu. Schon damals, als ich Bernd in die Anstalt begleitete, war ich neugierig, wie ein Interview mit einem Psychiater wohl ablaufen mag.

„Folgen Sie mir bitte Herr Schneck. Auch Sie Frau Schulz!“ befahl sie.

Nachdem sie uns in ihrem Büro erlaubte ihr gegenüber Platz zunehmen, setzten wir uns an den Schreibtisch. Mir stach sogleich das Gemälde in die Augen, das hinter ihr hing.

Im Mittelpunkt des Bildes waren zarte Formen der Weiblichkeit zu erkennen, die von üppig wuchernden exotischen Pflanzen umgeben waren. Der Körper wurde von einer blauleuchtenden Schlange umschlungen, die der Frau eine Art Gefährlichkeit aufsuggestierte. Die Frau blickte den Betrachter ordinär an. Ihre aufreizendes sich präsentieren und die feuchte Schwüle der üppig sprießenden Natur regten zu erotischen Interpretationen an. Das Kunstwerk war in einen aufwendig goldenen Bilderrahmen eingefasst, der geradezu architektonisch wirkte. Der Bilderrahmen stellte zur Linken und zur Rechten zwei mächtige Säulen dar, die ein Balken mit der Aufschrift „Sünde“ trugen.

Die Sitzung entpuppte sich eher als eine Anhörung, in der ich beurteilen sollte, ob Anastasia bald entlassen werden konnte oder nicht. Es fiel mir ziemlich schwer unser Zusammenwohnen oder gar den gewissen Morgen so schön zu reden, dass Anastasia dabei gute Karten hatte, diesen Ort zu verlassen. Ich machte ihr gerne das Geschenk hier endlich herauszukommen, denn wenn sie nicht bereits ein Psychowrack war, würde sie es spätestens dann werden, wenn sie weiter in der geschlossenen Anstalt festgehalten würde. Ich versuchte also das Gespräch zu ihren Gunsten zu meistern. Ob mir dies gelang, konnte ich aus dem Gesagten der Psychiaterin nicht herausfinden. Fragen wollte ich sie auch nicht, weil sie sonst meinem Vorhaben auf die Schliche hätte kommen können.

Wir verließen das Büro und beschlossen einen kleinen Spaziergang zu machen, bis sie endlich die Erlaubnis bekam, nach Hause zu gehen. Salopp schwang sie ihren gestohlenen Nerz um die Schulter und gab mir ein Zeichen ihr zu folgen. Sie rümpfte die Nase und schritt davon, wie es nur Leute zu tun pflegen, die viel auf sich halten. Ich trottete hinterher.

Es war eine wunderbare Idee etwas frische Luft zu schnappen. Wir schlenderten in einem Garten umher, der von hohen Mauern umgeben war. Die Mauern waren aber nicht so hoch, dass ihre dunklen Schatten den ganzen Garten einnahmen. Ganz automatisch versuchte sie sich vor den Sonnenstrahlen zu verstecken. Ich drängte sie jedoch in die wärmende Sonne.

Plötzlich unterbrach sie die Stille.

„Du hast mich besiegt. Auch mir gelang es früher Menschen zu besiegen, in dem ich sie in die Klappe brachte. Dieses Mal jedoch habe ich verloren.“

„Naja, ich würde es nicht als Sieg bezeichnen. Ich wusste einfach nicht mehr weiter, so dass ich Hilfe holen musste.“

„Weißt du eigentlich was sich in der Nacht, bevor ich hier herkam, in mir abspielte?“ Sie gab mir keine Zeit zu antworten.

„Ich durchlebte eine Psychose und zwar bei vollem Bewusstsein. Das Geschehnis spielte sich nicht nur zwischen uns beiden ab. Ein mir bekannter Geist mischte noch mit. Dieses Mal stellte er mich vor die Entscheidung Himmel oder Hölle, Tod oder Leben. Er quälte mich schon seit langem, doch dieses Mal merkte ich das es Ernst war. Der Geist zwang mich zu kämpfen und zwar mit dir. Nur einer von uns beiden

konnte überleben. Auf den anderen wartete die Hölle. Die Psychose hielt mehrere Tage an. Ich hatte kein Zeitgefühl mehr, wie lange ich in der Psychose steckte.“

„Darf ich fragen warum du deine Schreibmaschine aus dem Fenster geworfen hast, als ich in dein Zimmer trat?“

“Mir blieb nichts anderes übrig, als dich zu vernichten. Ich schlich mich an dich heran, um dich im Schlaf zu überraschen. Ich wusste, dass ich tagsüber einen Kampf gegen dich verlieren würde. Ich wollte es auch nicht ausprobieren. Es ging einfach um zu viel. Ich war entschlossen dir nachts ein Messer in die Brust zu rammen. Aus irgendwelchen, mir heute noch unerklärlichen Gründen, kam ich nicht an dich ran. Ich probierte es wieder und immer wieder. Es war zwecklos. Bald glaubte ich deine Waffe entdeckt zu haben. Es war die computergesteuerte Schreibmaschine. Mit Hilfe dieses elektrischen Apparates konntest du dein Umfeld steuern. Dein Beeinflussen der Umgebung glich einer Gewaltherrschaft.

Als ich jedoch deine Wunderwaffe in den Händen hielt, war mir klar, dass ich jetzt die Chance hatte, diese zu zerstören. Ich packte das elektronische Gerät und warf es einen dunklen Abgrund hinunter. Nun wusste ich, dass ich dich besiegt hatte.

Sogleich öffneten deine Verbundenen die Tür und rannten auf mich zu. Ich versuchte ihnen zu entkommen. Als ich merkte, dass der Kampf sinnlos war, entschloss ich mein Leben selber zu beenden, bevor ich dir ausgeliefert war. Doch deine Untertanen hinderten mich daran mir die Pulsadern aufzuschneiden.

Sie packten mich und fesselten mich. Sie machten Witze, erniedrigten und verschleppten mich. Ich kam mir vor wie im Dritten Reich. Sie legten mich auf eine Bare und fixierten mich. Ich war fest davon überzeugt, dass sie nachts die Hunde auf mich loslassen würden.

Am nächstem morgen wurde ich von einer behutsamen Stimme geweckt. Eine weiß bekleidete Frau, zog eine Spritze mit einer braun-wässrigen Flüssigkeit auf, stach die Nadel in meine Venen und drückte mir den beruhigenden Saft in meinen Blutkreislauf.“

Sie atmete beruhigt auf und blickte mir direkt in die Augen. Als hätte sie überirdische Kräfte, fühlte ich wie sie mich in ihren Bann zog. Ich begann zu zittern. Ich fühlte mich von ihr bedroht, obwohl ich wusste, dass mir hier in der psychiatrischen Klinik nichts passieren konnte. Ich schaute auf die Uhr und gab vor, beinahe einen wichtigen Termin verpasst zu haben. Ich versprach ihr in einer Stunde wieder zuhause zu sein, um ihr beim Aufhängen der Bilder zur Hand zu gehen und verschwand.

Da hatte ich wirklich Glück, dass ich das Vorhängeschloss an meine Zimmertür rechtzeitig angebracht hatte. In ihrer geistigen Verwirrung hätte Anastasia es fertig gebracht mich im Schlaf zu töten.

Meine innere Welt schien sehr unausgeglichen zu sein. Mein Puls raste und es gelang mir kaum einen ruhigen Gedanken zu fassen. Kurzum entschied ich, nicht nachhause zu fahren, um Anastasia beim Bilderaufhängen zu helfen. Spontan schritt ich, wie volltrunken, aus der Straßenbahn. Ich setzte mich auf die Wiese eines nahegelegenen Parks. Ich zitterte immer noch. Behutsam setzte ich mich in den Lotussitz und schloss die Augen. Sogleich spürte ich meinen Atem, wie er langsam durch meine Nase bis zu meinem Zwerchfell in mich eindrang – erst ein, dann aus. Nach einigen bewussten und tiefen Atemzüge wurde ich ruhiger.

Langsam spielten sich wieder alte Bilder in mir ab, die mich an meine Indienreise erinnern ließen.

Ich setzte mich auf die Veranda eines Meditationsaschrams, auf der bereits einige andere Interessierte saßen.

Nun las ich mir die Regeln durch, die hier unbedingt eingehalten werden mussten, um sie im Anschluss zu unterschreiben.

Die Kursdauer betrug zwölf Tage. Verboten war jeglicher sexueller Kontakt, Alkoholtrinken, Drogen, Zigarettenrauchen und sogar das Sprechen, Lesen und Schreiben. Ich nahm hiermit ein zehntägiges Schweigegelübde auf mich.

Nun warteten wir mit Spannung, bis es endlich los ging. Mit der Zeit nervte das Warten. Man konnte beobachten, wie jeder der Teilnehmer aufgeregter auf- und ablief. Ich bekam es sogar mit der Angst zu tun, weil ich mir überlegte, ob meine Psyche solch eine Behandlung überhaupt aushalten würden. Muss es denn überhaupt sein? Endlich ging es los. Wir wurden nochmals mit den Regeln vertraut gemacht und jeder bekam seine eigene Hütte zugewiesen. Die Hütte bestand aus einem Raum mit zwei Moskitonetzen überspannten Betten und einem Bad. Es gab etwa 20 solcher kleinen Hütten auf ca. fünf Hektar ausgedorrtem Land.

Anschließend wurden wir in die Dhamma-Halle geführt, in der für jeden Kursteilnehmer ein Sitzkissen bereit lag. In dieser großen und leeren Halle sollte der hauptsächliche Teil des Kurses stattfinden.

Weiblein und Männlein getrennt, saßen wir auf den Sitzkissen, die alle in Richtung des gegenüberstehenden Gurus zeigten. Der Guru war eine in bunten Tüchern eingewickelte Frau mit geschlossenen Augen.

Sie ließ uns ewig warten, bis sie dann endlich die Starttaste eines Kassettenrecorders drückte. Aus dem 60-Watt-Trageradio tönte ein schrecklicher Gesang, eine tiefe Stimme, die sich immer wieder überschlug. Später erfuhr ich, dass die Sprache des monotonen Gesangs eine alte, nicht mehr existierende, indische Sprache war, die damals zu Lebzeiten Buddhas gesprochen wurde.

Diese geheimnisvolle Stimme wies uns nun in Hindi-Englisch darauf hin, dass wir unsere Aufmerksamkeit nun auf das Dreieck richten sollten, das die Nase mit der

Oberlippe bildete. Die Tonqualität war so schlecht, dass man die Botschaft kaum verstehen konnte.

Die Kasette endete wieder mit dem monotonen Gesang. Weiter gab es keine Anweisungen mehr, und ich saß mit verschränkten Beinen auf meinem Sitzkissen und konzentrierte mich auf das beschriebene Dreieck.

Ich erlernte Schritt für Schritt die Meditationstechnik des Vipassanas, mit deren Hilfe einst Siddharta meditierte und aus dem ewigen Rad der Reinkarnation austrat, um ins Nirwana zu gelangen.

Am zweiten Tag konzentrierte ich mich ebenfalls auf das Dreieck, das die Nase mit den Oberlippen bildete. Dieses Mal jedoch setzte ich meine ganze Kraft ein, nur den Stellen Aufmerksamkeit zu schenken, die nur leicht vom Atem berührt wurden.

Zum einen verlor der Atem seinen normalen Rhythmus, wann immer eine Negativität im Geiste auftauchte, dann wurde der Atem härter und unruhiger. Zum anderen begannen im Körper auf subtiler Ebene Vorgänge abzulaufen, die sich als diese oder jene Empfindung wahrnehmen ließen. Jede Beunruhigung des Geistes rief die eine oder andere Empfindung im Körper hervor.

Der Atem und die Empfindungen im Körper beide standen in direktem Zusammenhang mit den geistigen Unreinheiten.

Der dritte Tag hatte die Aufgabe die Konzentration des Geistes zu bündeln. Die Konzentration galt nur noch der Oberlippe, wie sie vom Atem angeregt vibrierte und pulsierte.

Mehrere Stunden beobachtete ich die Sinnesempfindungen in meiner Oberlippe und bemerkte, wie sie kamen und gingen, was mit dem buddhistischen Gedanken der Vergänglichkeit und Impermanenz des Lebens vergleichbar war.

Plötzlich bildete sich aus der heißen und pulsierenden Oberlippe ein weiches Licht. Je mehr ich der neuen Empfindung Beachtung schenkte, umso mehr gewann sie an Bedeutung und Energie. Das Licht wurde heller und greller. Das energiereiche und intensive Licht breitete sich aus. Mein gesamter Körper wurde damit erfüllt, bis ich nur noch aus einer einzigen grell-weißen Energiequelle bestand.

Ein leichter Gongschlag brachte mich wieder zurück in die Realität, der eine Pause signalisierte. Jedoch ist diese, jetzt erreichte Realität, eine andere, denn ich schritt flammend im Garten umher. Jeder Zweig eines jeden Baumes hatte Teil einer Ekstase. Jeder Stein lag bedeutungsvoll neben seinem Schatten. So schön, so tief und so liebenswert war die Welt noch nie gewesen.

In den drei einführenden Tagen gelang es mir, meinen Geist zu schärfen, so dass er mit einem Laser zu vergleichen war.

Auf diese Vorarbeit aufbauend, begannen wir nun mit der eigentlichen Technik.

Angefangen am höchsten Punkt des Kopfes, begann ich durch Anweisungen des Gurus, systematisch und penibel genau den vollständigen Körper, mit Hilfe der laserscharfen Konzentration, abzutasten.

Erst von der Mitte der Schädeldecke bis zu den Fußspitzen und danach umgekehrt. Immer wieder strich ich mit meinem geschärften und feinfühligem Geist durch meinen Körper.

Hier begann ein Weg zu neuen Vorstellungsgärten und Bilderwäldern. Mit weiten Flügeln flog mein Geist durch die Bezirke meiner inneren Welt, wieder und immer wieder – Stunden – Tage.

Nun aber mit dem Strahl des Wissens, mit der Erleuchtung trat auch hier plötzlich Ordnung, Sinn und Formung in das innere Chaos ein.

Schöpfung begann – Leben und Beziehung sprangen von Pol zu Pol.

Die Worte „try to understand the law of nature“ klangen in angenehmen und wohltuenden Schwingungen durch die Dharmma Halle.

Dies war es, was Buddha lehrte: eine Kunst zu leben. Er gründete keine Religion, lehrte keinen „Ismus“. Er wies seine Schüler niemals an, irgendwelche Rituale oder leere Zeremonien auszuführen. Stattdessen lehrte er die Natur zu beobachten, wie sie ist, indem man die Realität in sich selber betrachtet.

Plötzlich erklang wieder der Gong. Dieses Mal war er lauter und härter. Ich öffnete meine Augen, um zu sehen, was geschehen war. Nach einer kurzen Orientierungsphase fand ich mich am Märchenbrunnen im Stadtpark Friedrichshain wieder.

Als ich zuhause die Tür aufschloss und in den Hausflur trat, vielen mir sofort Anastasias Bilder auf, die an den Wänden hingen. Gegenüber meiner Zimmertür hing ein Bild, an das ich mich nicht erinnern konnte es heute mittag gesehen zu haben. Es fiel ein grell leuchtender Mond am oberen Bildrand auf. Im übrigen Teil des Bildes waren nur schattenhafte Konturen zu erkennen. Ich schritt näher und erkannte eine leicht vom Mond beschienene gotische Kirchenruine, die in einer nebligen Friedhofslandschaft, wie in einem Moor, unterzugehen drohte. Mir lief ein Schaudern über den Rücken, als ich die von schweren Nebelschwaden umschlungenen Totengräber entdeckte, die einen Sarg auf den Schultern trugen.

Ein Schrecken fuhr mir durch Mark und Bein, als Bernd seine Zimmertür aufschleuderte und gegen die Wand donnerte. Eine neu aufgehängte Collage rutschte durch die Erschütterung vom Nagel. Klirrend zerbrach die Glasscheibe des Rahmens.

„Findest du die Bilder nicht auch schrecklich, wah?“

Aus seinem Mund roch es nach Alkohol.

„Seit wann bist du wieder zuhause, Bernd?“

„Ick bin heute Mittag auf einen Belastungsausgang hier her jekommen. Irgendwie hatte ich die Schnauze voll von dem Laden und hab mir ein paar Biere jeholt und Musik laut aufjedreht, wah. Und dann, ick hab jedacht ick traue meinen Augen nicht, ist Anastasia hereinjelaufen. Die fasselte irgend einen Kunstscheiß heraus und fing an den Krempel hier aufzuhängen. Mann ich sach dir, die Alte ist total durchjeknallt. Als ich sie jesehen habe, hab ick mir jedacht nicht ick sondern sie jehört in die Klapse, wah. Na jut, ick hab vielleicht schon einen drin jehabt, auf alle Fälle hab ick in der Notaufnahme anjerufen, dass ich nicht mehr zurückkomm. Die sachten nur zu mir, dass ick morgen meine Sachen abholen soll und ein Formular unterschreiben muss, dass ick auf eigenen Willen die Klinik verlassen hab. Na jut, dass können sie haben, wah.“

Es dauerte nicht lange bis Bernds Alkohol-Tabletten-Cocktail wirkte und er schlief ein. Beruhigt zog ich meine Zimmertür hinter mir zu. Ich ließ mich in den Sessel fallen und beobachtete die vor unserm Haus in die Tram ein- und aussteigenden Menschen. Als ich in der Wochenendausgabe der Berliner Zeitung blätterte, erinnerte ich mich wieder an die Möglichkeit eines Auszuges.

Wenn die Psychiaterin Anastasia bald wieder auf freien Fuß setzen würden, war damit noch nicht sichergestellt, dass sie geheilt war. Wie lange würde es dauern bis ihr Geist sie erneut vor eine existentielle Entscheidung stellt?

Und nun brach Bernd noch seine Therapie ab. Er wirkte immer labiler. Höchstwahrscheinlich provoziert Anastasia in ihrem Künstlerhoch Bernd erneut. Wie lange würde es dauern bis er explodiert?

Ich unterstrich eine Anzeige mit folgendem Inhalt:

**Medizinstudent sucht netten Untermieter.  
Biete helles und ruhiges Zimmer für 450,-DM warm.**

Die angegebene Straße, in der sich die Wohnung befand, war höchstens fünf Minuten zu Fuß von meiner Uni entfernt. Da könnte ich mich voll und ganz auf mein Studium konzentrieren, vielleicht auch ohne das ein psychischer Druck an mir zehrte. Das war genau, was ich brauchte. Es war beschlossene Sache. Ich entschloss auszuziehen und öffnete die Tür, um mich zu versichern, dass Bernd nirgends herumgeisterte. Meiner Einschätzung nach würde er sich durch meinen Umzug provoziert fühlen. Oder könnte er es gar als Vertrauensbruch auffassen?

Sei es wie es sei. Zuerst wollte ich mir ein Zimmerchen besorgen und wollte Bernd dann meinen Entschluss mitteilen, nicht mehr mit ihm zusammenzuwohnen.

Gleich am nächsten Tag stand ich vor dem Medizinstudenten. Er wirkte langweilig und ruhig. Dies waren genau die Eigenschaften, die ich jetzt von meinem neuen Mitbewohner erwartete.

Die komplette Wohnung war mit einem schmuddeligen, weißen Teppich ausgelegt, den ich zumindest in meinem Bereich sofort entfernen wollte. Mein Zimmer hatte sogar einen sonnigen Balkon und die Aussicht, war nun nicht mehr eine alte Fassade, von der der Putz abblätterte, sondern ein mit Efeu bewachsener roter Klinkerbau.

Dennis, der Medizinstudent war spürbar erleichtert, als ich ihm mein Interesse kundtat. Einen Monat jedoch musste ich mich noch gedulden, bis die Frau auszog, die momentan noch dort wohnte. Die Beiden kamen miteinander nicht zurecht, so entschied die Frau auszuziehen. Dennis schien dies zu verletzen. Es war ihm sogar peinlich. Dies jedoch waren kleine Probleme gemessen an den meinigen.

## 17

Mein Kommilitone Christoph stimmte mir zu, dass es eine weise Entscheidung war aus dem Irrenhaus auszuziehen. Auch er hatte beobachten könne wie Bernds Schrauben im Kopf sich langsam lösten.

Vor einigen Wochen war Christoph bei mir zu Besuch. Konzentriert saßen wir gebeugt über dem Schachbrett, als Bernd zur Tür herein lief. Wir waren an einem spannenden Punkt angekommen, da Christoph ernsthaft meinen König bedrohte, während ich seine unter Druck setzte. Es war eine Frage der Zeit. Der Schnellere würde das Spiel entscheiden oder vielleicht mussten wir uns auf ein Unentschieden einigen.

Der unausgeglichene Bernd setzte sich neben mich und drehte an seinem Daumenring. Nach mehreren gescheiterten Versuchen uns ein Gespräch aufzudrängen, verließ er den Raum. Es dauerte nicht lange da öffnete er die Tür und stand mit einer Gitarre vor uns und spielte einige Takte. Genervt gab ich ihm zu verstehen, dass wir nicht gestört werden wollten. Er schenkte mir kein Gehör und fing an zu singen. Mich unterstützend, jedoch sich im Ton vergreifend, bat Christoph ihn das Geplärre einzustellen und zu verschwinden.

Ohne Vorwarnung explodierte Bernd und begann fürchterlich herumschreien. Er beschimpfte uns mit den übelsten Schimpfwörtern. Wie von einem Blitz getroffen, rannte er aus dem Zimmer zu sich hinüber und drehte seine Stereoanlage laut auf. Bei brutalem Gitarrensound sprang er, den Geräuschen nach beurteilend, in seinem Zimmer wild umher. Als er sich schließlich abregiert hatte kam er wieder bei uns vorbei und bat um Vergebung. Als Friedensangebot streckte er Christoph eine Zahnbürste mit Zahncreme hin und machte ihm das Angebot zusammen Zähne zu putzen. Christoph runzelte die Stirn und lehnte ab. Das war also Christophs Begegnung mit Bernd.

Da es heute der letzte Vorlesungstag vor den Weihnachtsferien war, lief ich mit Christoph nach der Vorlesung zu Fuß zu ihm nach Hause. Wir waren in der Stimmung zusammen zu feiern, da wir beide am morgigen Tag nach Westdeutschland zu unseren Eltern fahren wollten. Auch Annica wollte die Weihnachtsfeiertage bei meinen Eltern verbringen. Ich freute mich riesig Annica wieder zu sehen. Schließlich telefonierten wir regelmäßig. Ich sehnte mich vor allem danach sie wieder spüren und riechen zu dürfen.

Es fing genau zum richtigen Zeitpunkt an zu schneien, da in ein paar Tagen Weihnachten war. Mir waren weiße Weihnachten nicht so wichtig, jedoch gefiel mir die Freude meiner Mutter. Für sie gehörte eine schneebedeckte Landschaft genau so zu Weihnachten, wie Weihnachtsplätzchen und Weihnachtsbäume.

Bei dem langen Marsch, zischten wir einige Biere und hatten großen Spaß unsere Professoren nachzuäffen. Auf dem Prenzlauer Berg liefen wir an einer hohen Mauer entlang. Christoph war beschäftigt unseren Mathematikprofessor nachzuahmen und bemerkte nicht wie die hohe Mauer, um so länger wir an ihr entlang gingen, immer niedriger wurde. Kurz bevor die Mauer in einer Hauswand verschwand, war sie so

niedrig, dass man ohne fremde Hilfe an ihr hochklettern konnte. Mit Anlauf sprang ich an der Mauer hoch.

Auf der anderen Seite der Mauer kam ein Friedhof zum Vorschein. Der Friedhof bestand aus vielen kleinen Grabsteinen, die sich zwischen den alten Bäumen drängten und zum Himmel empor zeigten. Das ganze Szenario war von Efeu umschlungen. Ein leichter Hauch von Schnee sorgte für eine unheimliche Atmosphäre. Ich spürte meinen Puls pochen, als wir andächtig auf den schmalen Wegen entlang schlichen.

Bald merkte ich, dass hier irgend etwas nicht stimmte. Viele Grabsteine waren umgefallen und davon sogar einige zerbrochen, so dass ein wirres Chaos entstand. An einer, auf dem Boden liegende Säule entdeckte ich hebräische Schriftzeichen. Weiter hinten trug der klassizistische Fürst eines Familiengrabes den Davidsstern. Nun leuchtete mir ein, dass sich jemand an dem Friedhof mutwillig vergriffen haben musste. Die Verwucherungen auf den zerstörten Grabsteinen ließen erkennen, dass die Grabschändung schon vor längerer Zeit geschehen war. Sie waren Geschichte. Vielleicht waren die Täter verkappte Neonazis.

Nun sah ich einen kunstvoll geformten Grabstein, auf dessen Schulter eine Vase ruhte, die die Inschrift „Frieden deiner Asche“ trug.

Der Spruch war eine Bitte, der jedoch unerfüllt blieb.

Gleich daneben lehnte ein umgefallener Stein an einem Baum. Der Segensspruch war nicht mehr zu erkennen, weil die mit Moos bewachsene Oberfläche durch Einschusslöcher unkenntlich gemacht worden war.

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, Als ich bemerkte, dass es mittlerweile dämmerte und sich nur noch ein mattes Licht über den Friedhof erstreckte. Wir mussten uns anstrengen nicht über die Marmorscherben zu stolpern. Bevor wir den grusligen Ort verlassen konnten, spähten wir über die Mauer, um beim Klettern von niemandem gesehen zu werden. Erst als wir uns einige Meter auf dem Gehsteig weg bewegt hatten, brach Christoph das Schweigen.

„Alter, das war ganz schön gruselig. Jetzt wird es aber Zeit, dass wir zu mir kommen. Dort wartet eine Überraschung auf dich.“

Bald kamen wir bei Christoph an. Wir ließen uns in seinem warmen Zimmer nieder. In einem Sessel versunken betrachtete ich die bunten Fratzen an der Wand. Christoph versuchte durch das Malen von Gesichtern in verschiedensten Gemütslagen sich vom Alltagsstreß zu befreien. Einer Fratze schienen die Augen herauszufallen einer anderen war ein Mikroprozessor in die Schädeldecke eingepflanzt. Über dem Schreibtisch hing die Zeichnung eines Schädels, dessen Mund zugenäht war, um ihn am Schreien zu hindern. Jede einzelne, der etwa fünfzehn Fratzen kämpfte gegen die eigenen oder gesellschaftlichen Zwänge und Qualen.

Ich zog an dem Joint, den er mir hinstreckte. Plötzlich schienen die Fratzen an der Wand auf mich zuzukommen. Ein Karussell bunter Köpfe umkreiste mich – ein Professor in einer Zwangsjacke, ein glühendes Teufelsgesicht und ein grünes Monster, dem eine Vielzahl von Hörnern aus dem Fell wuchsen.

Erst ein starker Kaffee brachte mich wieder zurück in die rationale Wirklichkeit der Naturwissenschaft. Es galten wieder die Newton'schen Gesetze der Schwerkraft. Mit Erschrecken stellte ich fest, dass es schon fünf Uhr morgens war. Ich verabschiedete mich und machte mich auf den Nachhauseweg.

Ich schloss die Wohnungstür in der Greifswalderstrasse auf und blickte in den Flur. Ich wunderte mich, dass meine Zimmertür sperrangelweit aufstand. Normalerweise ließ ich die Türe während meiner Abwesenheit niemals geöffnet.

Mich traf der Schlag, als ich mein Zimmer erblickte. Über mein Reich schien ein Tornado hinweggefegt zu sein. Der runde Tisch, der normalerweise am Fenster stand, lag umgedreht neben der Tür. Es fehlte ein Tischbein. Auch die übrigen Möbelstücke, die Stühle und der edle Sekretär, waren ramponiert. Im ganzen Raum waren meine Studiennotizen verteilt, Skizzen von elektrischen Schaltkreisen und seitenweise Berechnungen, die in mühevoller Arbeit erstellt wurden. Jedes einzelne Papier war zerrissen – auch dies eine mühevollle Arbeit. Es musste jemand stundenlang damit zugebracht haben, diese Zerstörung im feinsten Detail anzurichten. Auch die Nudeln, die ich auf Vorrat eingekauft hatte, waren in meinen vier Wänden penibel genau verteilt und jedes einzelne Teighörnchen war zerbrochen. Ich konnte die Verwüstung im ersten Augenblick gar nicht ganz fassen. Als ich die Matratze wieder an ihren ursprünglichen Platz rückte, bemerkte ich, dass sie in der Mitte nass war. Die Flüssigkeit roch nach Urin.

Wütend sprang ich auf und rannte in die Küche. Die Küche war noch heil. Weiter schritt ich in Bernds Zimmer. Als ich die Tür öffnete, stellte ich auch dieses Mal mit Erstaunen fest, dass alles ordentlich aufgeräumt an seinem Platz stand. Ich trat ein und lief zum offenen Fenster.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich den Scherbenhaufen, mit den durchweichten Collagen, auf dem Gehsteig vor unserem Haus entdeckte. Wie konnte es sein, dass Anastasias zerstörte Collagen mir beim Hereinkommen nicht auffielen? Auf einmal sah ich Bernd auf der Straße herum torkeln. Er brüllte irgendwelches unverständliches Zeug in die Nacht. Ein Taxi hielt an. Bernd tobte und trat mit dem Fuß gegen die Autotür. Der Taxifahrer beschleunigte und verließ den Gefahrenbereich.

Plötzlich hielt Bernd inne. Er schaute zu mir auf.

„Ingo, da bist du ja. Komm runter und stell dich! Ick hau dir auf die Schnauze. Komm runter! Hier ist die Straße – hier ist Berlin! Stell dich dem Kampf!“

Mir fiel nichts besseres ein als:

„Du bist verrückt Bernd. Jetzt sind wohl deine letzten Sicherungen durchgebrannt. Du gehörst in die Klappe.“

Noch bevor ich zuende sprach, rannte Bernd, wie vom Blitz getroffen los. Auch ich rannte los – zur Wohnungstür und verschloss diese. Zusätzlich schob ich einen Riegel vor und legte zwei Ketten an. Zum ersten Mal bemerkte ich, wie viele Türschlösser wir eigentlich hatten. Bei genauerer Betrachtung, ließ sich an den Rissen und den Verspachtelungen im massiven Holz vermuten, dass die Tür schon mehr als einmal eingetreten wurde.

Ich glaubte, dass es besser sei sich dem Kampf nicht zu stellen. Sich mit einem Großstadtneurotiker zu duellieren, ist nicht nur gefährlich, sondern es bringt mich nicht weiter. Ich entschloss mich, ihn einfach auszusperrern.

Plötzlich donnerte Bernds Körper gegen die verriegelte Tür.

„Komm raus du Feigling! Stell dich dem Kampf! Hier ist Berlin! Hier gelten die Gesetze der Straße!“

Unermüdlich rannte er gegen die Tür.

Von innen, stand ich an der Wohnungstür und betrachtete mein verwüstetes Zimmer. Mein Puls raste. Ich hatte das Bedürfnis mit jemandem zu reden und nahm das Telefon zur Hand.

„Hallo Christoph, ich bin's, Ingo. Du glaubst nicht was hier los ist. Bernd dreht total durch. Hörst du wie er mit der Schulter gegen die Tür rennt? Ich habe ihn ausgesperrt.“

Das Gepolter hielt inne. Eine aggressive Frauenstimme rief:

„Öffnen sie sofort die Tür!“

Mit dem Telefonhörer in der Hand fragte ich:

„Wer ist den da?“

„Hier ist die Polizei! Öffnen sie unverzüglich die Wohnungstür!“

Ich legte den Hörer weg und öffnete skeptisch die Tür.

Als ich die letzte Kette löste, wurde ich mit samt Tür gegen die Wand geschleudert. Ein Polizist riss mich brutal zu Boden und verdrehte meinen Arm auf dem Rücken. Ein anderer Polizist rannte mit gehobener Waffe in die Wohnung, um weitere Personen ausfindig zu machen. Nun lief auch Bernd in die Wohnung ein. Es schien, als sei ich der Übeltäter, da ich auf dem Boden fixiert und zusammengekauert da lag. Bernd hingegen stolzierte, anscheinend von keinem beachtet, an mir vorbei.

Der Gendarm löste den schmerzenden Griff und befahl mir, mich auszuweisen. In Begleitung durchsuchte ich mein chaotisches Zimmer nach dem Ausweis, den ich unter einem Gemisch von Papierschnitzeln und Zahncreme, deren Tube während des Getümmels aufplatzte, fand. Als der Schutzmann meinen Mietvertrag anforderte, musste ich passen. Meine hoffnungslose Suche beendete die Politesse. Sie war mit Bernd beschäftigt und fand dort meinen Mietvertrag.

Als die Polizei Anstalten machten uns wieder zu verlassen, sagte ich:

„Halt! Warten sie noch einen Augenblick! Wollen sie ihn jetzt nicht mitnehmen?“

Schnell antwortete die Politesse:

„Nein, warum sollten wir?“

Aufgebracht antwortete ich:

„Immerhin hat er mein Zimmer kurz und klein geschlagen und zusätzlich drohte er mir körperliche Gewalt an. Vielleicht haben sie schon beim Hereinkommen den Scherbenhaufen vor dem Haus bemerkt. Ich bestehe darauf, dass sie ihn mitnehmen.“

„Der besoffene Kerl kann doch keiner Fliege mehr etwas zu leide tun. Es dauert nur noch einen Moment bis er in seinem Suff einschläft.“

Sagte die Politesse salopp und zog hinter sich die Wohnungstür zu.

Nun kam eine erdrückende Stille auf. Schnell verschwand ich in mein Zimmer und legte die Kette an.

Ich wandelte durch mein Zimmer, das Ausmaß der Zerstörung noch immer nicht ganz fassen könnend. Ich konnte von Glück sprechen, dass diese Nacht die letzte in

dieser Wohnung war. Am nächsten Morgen wollte ich an den Bodensee fahren, um mit meinen Eltern gemeinsam Weihnachten zu feiern. Erst im neuen Jahr wollte ich wieder nach Berlin zurückkehren, wobei ich dann aber gleich mein neues Zimmer beziehen könnte. Ich packte also alles Brauchbare in eine große Tennistasche, um diese zu meinen Eltern mitzunehmen, damit ich nicht mehr dieses Irrenhaus betreten musste.

Plötzlich machte es einen Schlag und die Flügeltür flog, trotz angebrachter Kette, auf. Bernd hatte Mühe den Schwung seines Körpers aufzufangen und stand mit hasserfüllten Augen vor mir.

„Geh, ich rate dir sofort dieses Haus zu verlassen.“ brüllte er wutentbrannt.

„Was hast du den überhaupt? Wieso hast du mein Zimmer verwüstet? Hab ich dir etwas getan?“ sagte ich, um ihn zur Vernunft zu bringen.

„Geh! Sofort!“ sagte er ohne sich von meinen Worten beirren zu lassen. Ich wusste noch immer nicht, was er hatte. Seine leeren Augen verrieten mir, dass ich es auch nicht mehr erfahren würde.

Ich lief an ihm vorbei – aus meinem Zimmer, aus der Wohnung und schließlich aus dem Haus. Ich irrte ziellos durch die Gassen am Prenzlauer Berg. Es begann zu regnen. Ich genoss die frische Luft und die Ruhe. Meine Füße trugen mich über die Pflastersteine. Sie schmerzten. Trotzdem konnte ich nicht inne halten. Ich lief und lief, als wollte ich vor mir selber weglaufen.

Zufällig führte mich mein Weg zur Polizeiwache. Ich blieb kurz stehen, ging aber nicht hinein, sondern schritt weiter die Straßen auf und ab. Das Gefühl herausgeschmissen worden zu sein, tat weh. Bernd traf mich genau ins Herz.

An einer düsteren Rockbar machte ich halt. Ich bestellte bei der überschminkten Bardame einen Kaffee. Oder war sie ein Transvestit? Ich hatte nicht genügend Ruhe oder Kraft darüber weiter nachzudenken. Alles was ich jetzt wollte, war Tagebuch schreiben. Ich hatte das Bedürfnis mir selbst zu schildern was geschehen war - das Geschehnis an mir selber zu reflektieren - es zu begreifen und zu ordnen, um es schließlich zu verarbeiten.

Ich versteckte mich in der dunkelsten und hintersten Ecke und begann wie wild loszuschreiben.

Als mir die Hand vom vielen Schreiben schmerzte, legte ich den Kugelschreiber für einen Augenblick zur Seite. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich der einzige Gast in der Bar war. Alleine für mich wurde eine alte AC/DC Platte aufgelegt. Bevor die dubiose Bardame mit mir ins Gespräch kommen konnte, begann ich schnell wieder zu schreiben. Abrupt stoppte ich wieder und kam zu dem Entschluss, dass ich mich nicht aus meinem Zimmer, für das ich schließlich auch Miete bezahlte, heraus schmeißen lassen wollte.

Als ich die Kneipe wieder verließ, wunderte ich mich, dass bereits die Morgendämmerung hereingebrochen war. Ich wusste nicht mehr, wo ich mich befand, so dass ich einen vorbeigehenden Passanten nach dem Weg fragen wollte. Die Passanten jedoch wollten sich frühmorgens nicht von betrunkenen Kneipengängern ansprechen lassen, so dass ich einfach die Straße hinunterlief. Es dauerte nicht sehr lange, bis der im Morgenrot leuchtende Fernsehturm über den

Häusergiebeln erschien. Jetzt wusste ich, dass ich gar nicht weit von der Greifswalderstraße entfernt war.

Ich fand die Wohnung vor, wie ich sie hinterlassen hatte. Die Türen standen offen. Doch nun war es still. Bernd schien längst zu schlafen. Ich setzte mich in mein demoliertes Zimmer auf den Boden und wartete. Es waren nur noch wenige Stunden, bis mich ein Studienkamerad abholen würde, um zusammen mit mir gen Süden zu fahren. Auch er wollte bei seinen Eltern Weihnachten verbringen. Aus diesem Grund fuhr er mit seinem Auto nach Süddeutschland, und bot mir an mich mitzunehmen.

Pünktlich um acht Uhr morgens stand sein Auto vor unserem Haus. Er hupte. Ich lehnte mich aus dem Fenster und gab ihm ein Zeichen nach oben zu kommen. An der Wohnungstür empfing ich ihn:

„Guten Morgen Ulrich, ich hoffe du hast gut geschlafen. Ich kam diese Nacht leider nicht zum Schlafen. Werfe einen Blick in mein Zimmer und du wirst sehen warum!“

Kaum aus seinen müden Augen blicken könnend, zuckte er zusammen, als er das Chaos in meinem Zimmer sah.

„Was war denn hier los?“

Ich schwang meine Tasche um die Schulter und sagte:

„Komm, ich erzähle es dir auf der Heimfahrt.“

Während der langen Autofahrt ließ ich mir nochmals die ganze Geschichte durch den Kopf gehen. Mir wurde bewusst, dass ich noch gut davon gekommen war. Die Studienunterlagen konnte ich von Kommilitonen kopieren und die demolierten Möbel gehörten Anastasia. Ich war aber gespannt, wie Anastasia reagieren wird, wenn sie erfährt, dass der wutentbrannte Bernd, ihre Kunstwerke aus dem Fenster geworfen hatte.

Auf jeden Fall wünschte ich beiden ein glückliches Zusammenwohnen.

Drei Jahre später fuhr ich rein zufällig die Greifswalder Strasse in Richtung Alexanderplatz hinunter. Als ich die renovierte Fassade aus der Straßenbahn erblickte, entschied ich mich kurzum auszusteigen, um einen spontanen Besuche in meiner alten Wohngemeinschaft zu machen. Vielleicht wohnte Anastasia noch immer da.

Als ich die Messingklingel betätigte, die noch immer mit Schulz beschriftete war, meldete sich eine raue Stimme:

„Wer isch denn da?“

„Ich bin ein früherer Bewohner des Hauses und will zu Silke Schulz.“ antwortete ich.

„Hier wohnt keine Silke Schulz. Scher dich zum Teufel“ schrie die raue Stimme.

„Entschuldigen Sie!“ sagte eine höfliche Stimme hinter mir.

Ich machte einer alten Dame Platz, so dass sie die Tür aufschließen konnte. Kurz bevor die Tür hinter der alten Dame wieder ins Schloss fiel, stellte ich meinen Fuß in den Türspalt.

Ich war einfach neugierig, was aus Anastasia geworden war. Ich trat ein und spurtete, wie in gewohnter Manier, das Treppenhaus empor. Ich wunderte mich über die geöffnete Wohnungstür. Ein ekelhafter Geruch von kaltem Rauch kam aus der Wohnung. Es war nicht Anastasias Tabakgeschmack. Es roch nach selbstgedrehtem Schwarzen Krauser.

Als ich eintrat sah ich einen bärtigen Mann am Tisch sitzen.

„Was willsch du armseliger Verrückter denn? Hier gibt's nix für ungebetene Gäschte. Sag nur du bisch der Irre von vorhin?“

„Entschuldige“ begann ich und suchte händeringend nach einer plausibeln Erklärung für mein Eintreten. In meiner Umhängetasche herumwühlend, fand ich zwei Bierbüchsen. Ich stellte eine Büchse auf den Tisch, genau vor seine Nase. Das andere Bier öffnete ich, indem ich mich setzte.

„Du bisch ganz schön hartnäckig, gell.“ sagte er in einem schon sympathischeren Ton.

„Du bisch wohl ein Gesandter vom Himmel. Mir isch nämlich gerade das Bier ausgegange.“ fuhr er in einem breiten Schwäbisch fort.

„Es kommt sehr selte vor, dass Besuch für Anaschtasia kommt. Du hasch Pech, denn sie isch gerade nicht da.“

Nach dem ich mit ihm anstieß fragte ich.

„Wo ist sie denn?“

„Ach, die arme Irre isch in der Klapse. Bisch du auch einer ihrer Künschtlerfreunde oder etwa auch so ein Psychovogel?“

„Nein, wie bereits erwähnt bin ich ein ehemaliger Mitbewohner von Anastasia. Ich bin nur zufällig hier und wollte ihr einen Besuch abstatten.“ erklärte ich.

„Das heißt noch lange nicht, dass du nicht zu den geischtig verwirrten Spezis gehörsch. Meine andere Mitbewohnerin, die Nelli, hat auch nicht mehr alle Tassen im Schrank. Anfangs war sie noch normal, aber dann hat Anaschtasia abgefärbt. Die

beiden Hirnverbrannten sahen jede Nacht Geischter. Ich hab gedacht, ich hab nicht mehr alle Tassen im Schrank, als die beiden angefangen habe sich zu bekämpfe. Du kannst dir ja vorstelle, wie es isch, wenn zwei Frauen aufeinander losgehe, gell?“ Ich entdeckte die Spuren in der Wand, die mich an Anastasias Ausbruch erinnerten. Es schien, als hätten sich, während meiner Abwesenheit, weitere Desaster abgespielt. Über der Spüle waren mehrere tiefe Krater in den Putz gehauen. Auch der schwarze Lack der Küchenmöbel blätterte an vielen Stellen ab.

„Mich habe sie in Ruhe gelasse. Auch die Geischter sind mir nicht begegnet. Ich glaube die Geischter mochte meine Bierausdunstung nicht, gell. Auf jeden Fall dauerte es nicht lange, da musste Nelli sich zurückziehen. Anaschtasia isch einfach zu verrückt, um es mit ihr aufnehmen zu können. Nelli isch einfach abgehauen – keiner weiß wohin. Sie war wirklich reif fürs Tollhaus. Von heut auf morgue isch sie gegange ohne jemandem Bescheid zu sage, geschweige denn irgend etwas von ihre Sache mitzunehme. Bis heut weiß keiner, wo sie isch. Ihre Mutter spielt auch schon verrückt. Als ich ihr mitteilte, dass ihre Tochter spurlos verschwunde ischt, wurde sie hysterisch. Mittlerweile gehe ich nicht mehr ans Telefon.“

Während ich zuhörte, wanderten meine Blicke durch die Küche. Es war schmutziger als zu meinen Zeiten. In der Spüle stapelte sich das schmutzige Geschirr. Wenn man etwas kochen wollte, musste man erst Topf und Pfanne abwaschen, bevor man mit dem Köcheln loslegen konnte. Übrigens es sah nicht so aus, als ob in letzter Zeit hier jemand Essen zubereitet hätte. Beim deutlicheren Hinsehen, fielen mir Schimmelansätze an einem Tellerrand auf. Ein Zigarettenstummel steckte in den übrig gebliebenen Nudeln. Eine verfaulte Ingwerwurzel lag unter dem Tisch.

„Kaum war Nelli vom Erdboden verschwunde, terrorisierte Anaschtasia mich. Zumindest versuchte sie es. Bei mir jedoch isch sie an den Falsche gerate. Ich hab sie in die Klapse gebracht. Der hab ich's gezeigt.“

„Entschuldige ich muss mal.“ unterbrach ich seine Rede und lief zur Toilette. Im Bad musste ich mit Erschrecken feststellen, dass sogar die Kloschüssel demoliert war. Im vorderen Bereich fehlte ein großes Stück Keramik, so dass etwas Urin auf den Boden floss. Der dunkelbraune Flecken am Boden, verriet mir, dass ich nicht der erste war, dem dies passierte.

Erst konnte ich mir nicht vorstellen, wie man solch einen Schaden anrichten konnte, bis ich mir den bärtigen Mann vorstellte, wie ihm beim Urinieren die Bierflasche aus der Hand fiel und ein Stück aus dem ungepflegten Keramik herausbrach.

Ich war also nur einer von wenigen, der Anastasia in die psychiatrische Anstalt brachte. Ich war nur Bestandteil einer Wohngemeinschaft unter vielen. Wahrscheinlich endeten alle gleich – nämlich mit einem verzweifelten Mitbewohner, der sie in Gewahrsam nehmen ließ.

Wie kann so etwas passieren?

Wieso bekommt sie immer wieder die Chance von neuem eine Wohngemeinschaft zu gründen, die sie jedes Mal in ein solches Szenario manövrieren konnte?

Wahrscheinlich hatte sie an dem zerstörerischen Spiel Spaß. Zuerst betrachtete sie sich die neuen Mitbewohner, entschied sich für ein Opfer und begann mit dem Psychoterror.

Vielleicht gelang es ihr einmal die ganze Wohngemeinschaft zu bezwingen?